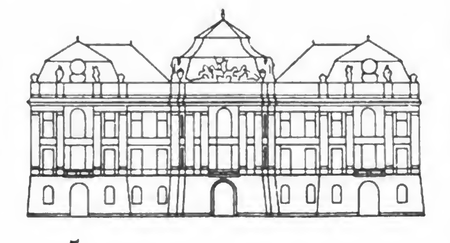
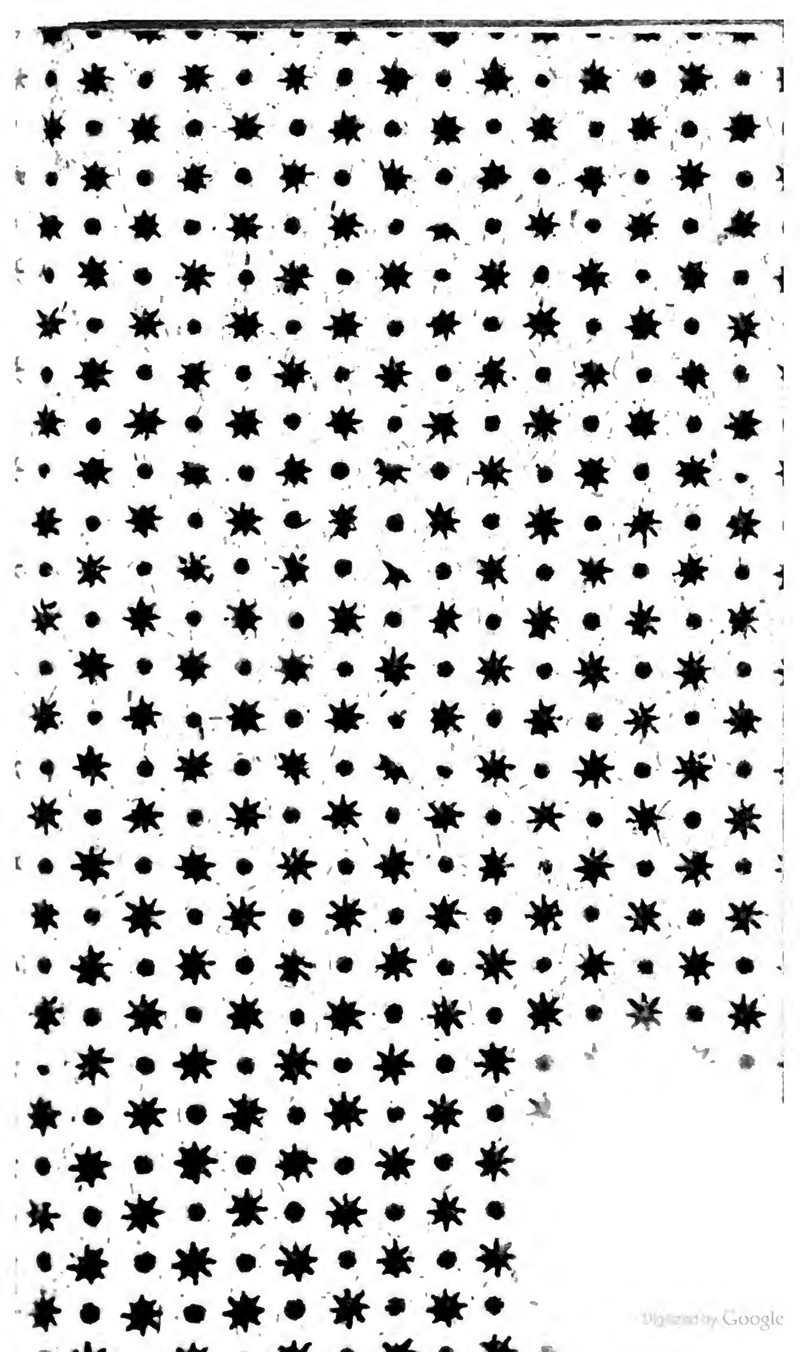
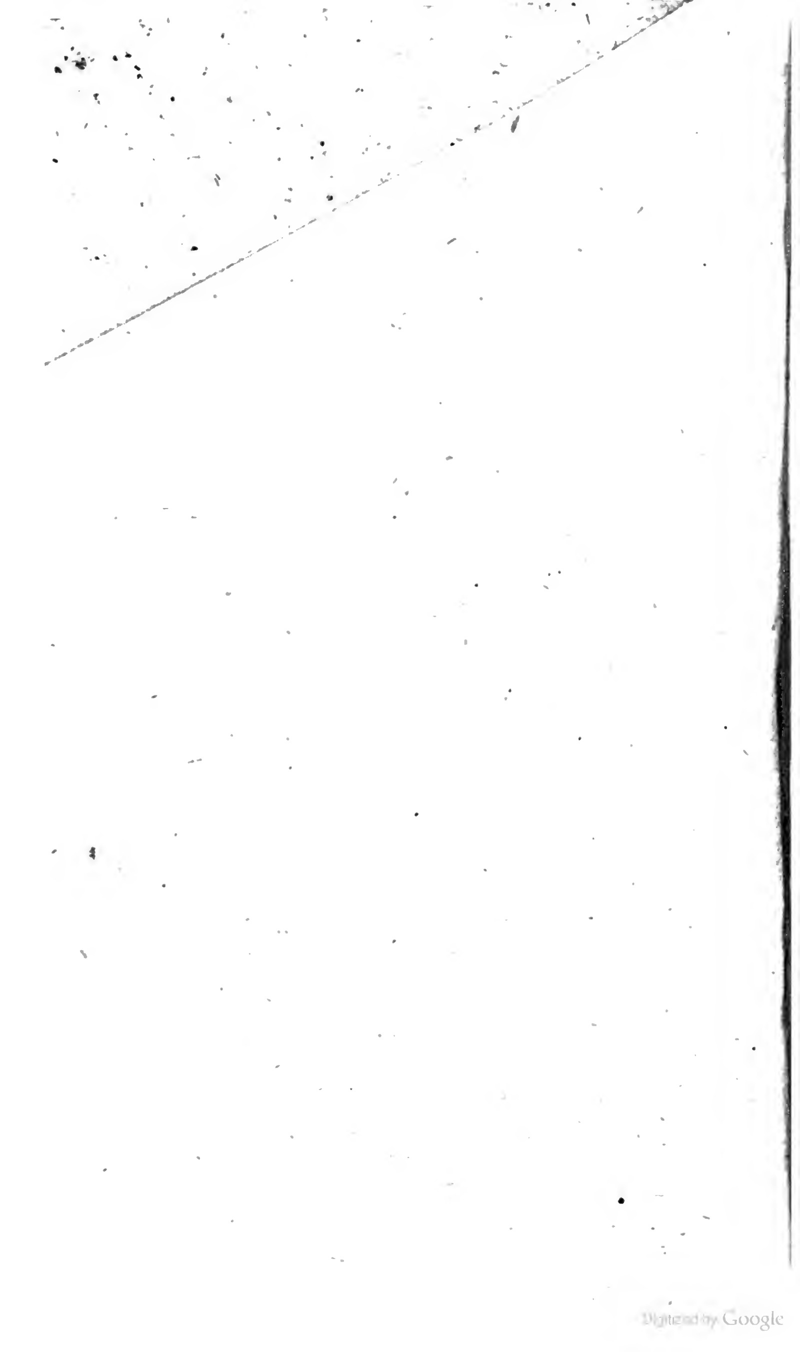
TASCHENBUCH DER REISEN, ODER UNTERHALTEND E...

Eberhard August Wilhelm "von" Zimmermann, ...













Sir Walter Raleigh.

Taschenbuch der Reisen,

oder

unterhaltende Darstellung

der

Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

Von

E. A. W. von Zimmermann.

Fünftes Bändchen.

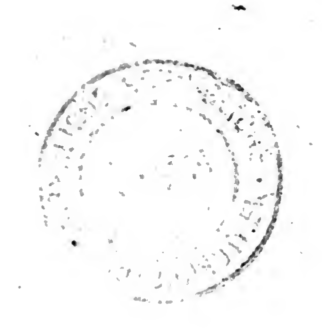
Mit 3 Kupfern.

Leipzig, 1806.

Florida, Mexico

und

die nördlichsten Theile von Süd-Amerika.



Vorrede.

Eine allgemeine Uebersicht der Thatsachen, die
ns in den Stand setzen, den Werth beyder Erd-
älften zu vergleichen, schien wohl da am rech-
en Orte zu stehen, wo die Rede ist von solchen
ändern, welche die Natur am reichlichsten aus-
estattet hat. Ich hoffe die wichtigsten Gründe
ür den Vorrang des ältern Continents hier so
usammen gefaßt zu haben, daß jede Classe von
esern fähig seyn wird, diese in so vielfacher
Rücksicht interessante Aufgabe selbst aufzulösen.

Wenn aber dieser Jahrgang nicht die ge-
ammte südliche Hälfte von Amerika umfaßt, wie
ch dieß Anfangs möglich zu machen glaubte, so
iegt dieß allein an dem zu großen Reichthume
er darin vorkommenden wichtigen Materien.

Auch wird selbst der Leser hierbey gewinnen, da wir nächstens durch unseren berühmten Landsmann, v. Humbold, unfehlbar sehr viele neue Thatsachen erfahren, und Berichtigungen mancher ältern erhalten werden.

Auf die Darstellung von dem spanischen Gujana und ganz Peru muß dieß sicher einen großen Einfluß haben.

Was mich die kleine Anzeige von der von Humboldschen Reise Neues gelehrt hat (Reise der Herren von Humbold und Boupland nach den Wendekreisen in den Jahren 1799 - 1804, ein Auszug aus ihren Memoiren von de la Merherie. 1805), habe ich bey der Bearbeitung von Mexico zu benutzen gesucht. Alles übrige Merkwürdige der vollständigen Reisebeschreibung des Herren v. Humbold, die jetzt unter der Presse ist, werde ich, so weit es zu unserm Plane paßt, als ein Supplement im kommenden Jahrgange beybringen.

ur erst während der Arbeit sah ich be-
t ein, daß dieser Jahrgang nicht so weit
n würde, als ich mir selbst Hoffnung da-
macht hatte.

Durch die hier angezeigte Beschränkung die-
Jahrgangs wird aber eine eigene Karte für
elben überflüssig. Ich darf annehmen, daß
meisten Leser des dießmahligen Taschenbuchs
) die vorher gehenden Jahrgänge besitzen, und
denselben enthält die Karte von Westindien
zweyten Jahrgange fast alle Länder, welche
r durchgegangen sind; Californien und die um-
r liegenden Länder von Neu-Mexico finden sich
er bereits auf der Karte des Jahrgangs 1805.

Dieses Mahl habe ich es versucht, die Dar-
ellung der Natur-Producte und ihres Werths
ogleich an Ort und Stelle einzuschalten. Es
schien mir ohne Mißstand dem Ganzen mehr
Abwechselung zu geben.

Sollten sich übrigens in den vielartigen Thatsachen, oder auch in dem Vortrage selbst, Mängel finden, so darf ich wegen der Beschränkung der Zeit, in welcher eine auf die Weise festgesetzte Arbeit abgeliefert werden muß, einige Nachsicht hoffen.

Braunschweig, den 2. October 1805.

Einleitung.

ſuch eines Vergleichs der Länder unter der heißen Zone in beyden Welten.

Wir nähern uns dem heißen Gürtel der neuern Welt. Wenn der vorher gehende Jahrgang im llgemeinen die Unterschiede der alten und der euen Welt übersehen ließ, so lohnt es sicher er Mühe, diese Vergleichung etwas specieller uf die wärmsten Theile beyder Hemisphären anuwenden, zu untersuchen, in wie weit die in beyden von der Natur am meisten begünstigten Länder jenen allgemeinen Angaben entsprechen. Für den Leser wird eine solche Vergleichung hrscheinlich nicht unangenehm seyn, und selbst die Geogenie findet wohl Gelegenheit, einige bedeutende Resultate daraus abzuleiten.

Als der Europäer zuerst um das Cap Non gesegelt war, als er noch südlicher hinab in Afrika

landete, als er endlich nach Ueberwältigung des Vorgebirg: der Stürme, jetzt der guten Hoffnung, zuerst das Ziel seiner Wünsche, Ostindien, erreicht hatte, da zeigten ihm jene beyden Theile der Welt mehrere eben so fremde, als bewunderungswürdige Phänomene. Luft und Erde schienen dem Europäer zu glühen. Setzte er nähmlich am Senegal den Fuß an das Land, oder entfernte er sich tiefer von den Küsten, so wandelte er auf einem Boden, der Eyer siedet und die nackte Fußsohle aufreißt. Selbst das südliche Asien, wenn es gleich noch nicht bis zum Aequator hinab reicht, biethet, so wie Lybien, ungeheure Flächen von vielen tausend Quadrat-Meilen dar, die mit brennendem Sande bedeckt sind. Die über diese stark erhitzte Ländermasse hinströmende Luft bildet alsdann Winde, die Alles austrocknen, ersticken, tödten, wie z. B. der Harmattan auf Guinea und Benin; der Chamsin in Aegypten; der Uri am rothen Meere; der Samiel oder Samum in Persien und auf Malabar.

So etwas zeigt weder die Erde, noch der Himmel unter der heißen Zone der neuen Welt. Hier hatte das Meer das Land bis auf eine wurmähnliche Landenge hinweg gearbeitet, und die noch übrige Landmasse von dem eigentlichen Süd-Ame-

enthält nirgend sehr große völlig ausgetrock-
e Wüsteneyen. Denn die Llanos oder sandigen
:nen des innern spanischen Gujana, unweit des
o = Apura, sind nur klein gegen die Wüsten von
abien oder Afrika; auch enthalten sie noch Kay-
ıne (Crocodilus American.), die sichere Zeugen
nporärer Nässe sind.

Die schon vormahls angezeigten ungeheuern
Massen der Gewässer *) erlauben hier nirgends
en Grad der Hitze und der Austrocknung. Hier
t noch alles zu feucht, zu stark und unaufhörlich
nit Wasser getränkt. Das Amazonen = Land al-
ein mit dem angränzenden Gujana enthält so
mächtige und so zahlreiche Ströme, als die ge-
sammte Ländermasse von Afrika, welche von bey-
den Wendekreisen begränzt wird.

Gehen wir zu den Natur = Producten, zu den
Körpern der drey Reiche, so kann die unorgani-
sche, todte Natur, kaum irgend eines Eindrucks
fähig, freylich keine besondere Unterschiede in bey-
den Welten aufweisen. Die mannigfaltigen Va-
rietäten des Granits, des Schiefer = oder Kalk-
gebirges, die vielartigen Metalle zeigen sich dem
Mineralogen in Westen wie in Osten ziemlich ein-

*) Man s. den vorhergehenden Jahrgang S. 12.

ander ähnlich; nur das sonderbare Mittelmetall, die Platina, da sie bis jetzt den wärmeren Theilen der neuen Welt ausschließlich eigen zu seyn scheint, könnte vielleicht eine Ausnahme machen. Merkwürdig bleibt es indeß hierbey, daß die heißere Sonne in beyden Hemisphären die größten Massen so wohl der edelsten Metalle, vornehmlich des Goldes, als der härtesten glänzendsten Edelsteine erzeugt.

Die lebende Natur, die organisirte Schöpfung in beyden Welten biethet indeß äußerst auffallende Unterschiede dar.

Zwar erzielt hier der lothrechte Strahl überall einen unbestimmbaren Reichthum von Pflanzen und Thieren. Allein an Schönheit und an Größe gebührt, im Ganzen genommen, dennoch unserer Heimath, der östlichen Welt, bey weitem der Vorzug.

Das edelste Geschlecht der Vegetabilien sind die Palmen. Ihr schöner Schaft, mit der herrlich befiederten Krone gedeckt, steigt lothrecht zu dem Himmel hinan; bildet ein majestätisches Ganze; ragt wie ein stolzes Königsgeschlecht über alle Pflanzen hinweg, Trotz schweren Stürmen, ohne zu wanken, noch zu biegen. Ihre Früchte, ihr Mark, ihre Blätter, ihre Rinde, nähren, kleiden den Herrn der Erde, und geben ihm sogar sein Ob-

). Majestät, Schatten und Nutzbarkeit be-
ımten daher schon bey den Alten die Palme
; Recht zum Preise des Siegers.

Von diesem Pflanzengeschlechte zählt die Bo-
nik jetzt über 40 Arten, aber die heiße Zone der
ten Welt erhielt davon drey Mahl so viel, als die
r neuen. Von Asien liegt indeß nur ein gerin-
r Theil unter der heißen Zone, allein die größte
läche von Süd-Amerika wird gänzlich von der-
lben begränzt.

Und wie viel größer ist der Reichthum, die Ver-
chwendung von Schönheit für das Auge, für den
Geschmack und für den Geruch in einzelnen Thei-
len des heißen Asiens, wenn man dieselben gegen
das südliche Amerika hält. Meilenweit duftet
Ceilons Zimmt dem Seefahrer entgegen, und
Dampier fand ähnliche Wohlgerüche im Meere
der Molukken.

Alle edle Gewürze gehören der alten Welt,
nur einige Arten des beißenden Pfeffers fand man
in Amerika vor; denn außer dem Zimmt ist die
aromatische Nelke und die balsamische Muscat- und
Areka-Nuß das Erbtheil Ostindiens. Dagegen
darf man weder die schwächliche Wintersche
Zimmtrinde (Cortex Winteran.), noch selbst die
sanfte Vanille aufführen.

Mehr als vierzig der pracht- und geschmackvollsten Früchte und über 20 Arten der wohlriechendsten herrlichsten Blumen biethet in Batavia der Frucht- und Blumenmarkt dem Wollüstlinge dar. Der mächtige Duft dieses natürlichen Räuchwerks in die Betten hingegossen, vernichtet alles Widrige der menschlichen Ausdünstung, und der dort so bösartigen Sumpf-Atmosphäre.

Noch tiefer senkt sich zu Gunsten unserer Halbkugel die Schale, wenn die thierische Schöpfung beyder Hemisphären abgewogen wird. Selbst bey den kriechenden Thieren zeigt sich die Kraft des Organismus in Osten mächtiger.

Der Krokodill des Nils oder des Senegals ist dem Kaymann von Amerika weit überlegen; und die spiralförmig zusammen gewundene Riesenschlange des Innern von Guinea oder Ceilon, von mehr als 50 Fuß Länge, verschlingt selbst den vergeblich in ihrem Rachen brüllenden Panther, da hingegen die um die Hälfte kleinere und schwächere Boiguacu oder Wassermutter von Gujana sich mit geringeren wehrlosen Thieren begnügen muß.

Nur in solchen Amphibien, die ganz vorzüglich dem Wasser, der Feuchtigkeit, ihre Bildung verdanken, übertrifft die neue Welt unsere Hemi-

sphäre. Da wachsen ungeheure Frösche aus den Sümpfen von Gujana hervor; die Ufer Westindiens wimmeln von unermeßlichen Heeren der größten Krabben.

Wenn dagegen die Vögel der neuen Welt, den unsrigen weder an Größe noch an Schönheit des Gefieders nachstehen, so verdanken sie dieß der Natur ihres Elements. Der Landvogel gehört der Atmosphäre mehr an, als dem Boden. Er wandert von einem Theile der Erde, von einer Luft-Region in die andere, und ob er gleich nicht dauernd im Fluge begriffen ist, so wohnt er dennoch auf Gegenständen, die bis zu den Wolken ragen. Dort athmet er eine feinere Luft, entgeht den schweren schlechteren Dünsten der Erde, und genießt mithin ein besseres Klima, ein Klima, das in Ostindien nicht sehr von dem in Westindien verschieden seyn kann, ein sich ziemlich überall gleichförmiges Klima.

So bald der organische Körper hauptsächlich von dem Boden selbst abhängt und ganz an die Erde gefesselt ist, so äußert sich bey ihm die völlige Gewalt des Klima's. Daher zeigt sich die mindere Kraft der Natur in der neuen Welt in den bedeutendsten Erzeugnissen des Thierreichs, an

den vierfüßigen Thieren auffallender als an den Vögeln und an den Insecten.

Die größten und die muthvollsten Quadrupeden sind Kinder der heißen Zone der östlichen Welt. Schon vormahls bemerkten wir, daß das Flußpferd, die Elephanten, die Rhinoceroten, die Kamehle, die großen Gazellen, der Giraffe, der Engallo, das ganze muthige Pferdegeschlecht ihres Gleichen nirgend in Amerika fanden *).

Scheint es doch, als habe die Natur der neuen Welt vergeblich ihre gesammten Kräfte bey dem Tapir, dem Pekari, dem Clacma und der Vicunur aufgebothen, um unsern Elephanten, Kamehlen und wilden Ebern etwas Aehnliches nachzubilden. Es entstanden aber nur ohnmächtige, zwergartige, stumpfsinnige Geschöpfe, gegen jene starke, gescheide und höchst nutzbare Thierarten der alten Welt.

Auch der Löwe und der Königstieger Bengalens sind weit kraftvollere, furchtbarere Würger, als der Cuguar, der Jaguar, der Azelot oder ähnliche reissende Thiere in Amerika.

Ein weit grelleres Bild seiner stumpferen Kräfte zeigt uns das heiße Amerika in drey höchst

*) M. s. das Taschenbuch des vorigen Jahrs. S. 16.

sonderbar gestalteten Thiergeschlechten. Es sind die Armadille oder Panzerthiere, die Ameisenbären und die Faulthiere.

Diese fast zahnlosen Quadrupeden (sie sind wenigstens alle ohne Schneidezähne) finden sich beynahe gänzlich auf den heißesten Theil von Amerika beschränkt, und sie zeigen eben so viel Bizarres als Unbehülfliches und Schwaches.

Die Armadille, nur allein bis jetzt in Amerika entdeckt, (es bringt mehr als 6 verschiedene Arten davon hervor) ein schwaches Thiergeschlecht, deckte die Natur mit einem schildkrötartigen Panzer, der, in Ringe getheilt, ihnen erlaubt, sich wie unsere Igel, zusammen zu kugeln, um sich hierdurch und durch schnelles Eingraben in die Erde gegen ihre vielartigen Feinde zu schützen.

Die Ameisenbären, ganz und gar zahnlos, erhalten sich allein dadurch, daß sie mit ihren langen klebrigen Zungen Ameisen einschlürfen, und nur ihre starken Klauen vertheidigen sie nothdürftig gegen größere Thiere.

Noch dürftiger erscheint indeß das Geschlecht der Faulen (Bradypus). Nicht genug, daß die Natur das Gebiß bey diesen Thieren auf einzelne stumpfe Eck- und Backenzähne beschränkte und seine Vertheidigung nur auf ein Paar Krallen, sie

nahm ihm fast alle Mittel zur Flucht. Der Gang des Faulen ist so langsam, seine Bewegung so schwerfällig, daß er eine Stunde nöthig hat, um sich über sechs Fuß weit fortzuschleppen. Hat er nach unglaublicher Anstrengung einen Baum erklettert, so bleibt er mehrere Tage hindurch auf dem von ihm so mühselig eroberten Platze, und äset dort alle Blätter in jeder Richtung ab, so weit sie ihm nur ohne Veränderung des Orts erreichbar sind. Der Pflanzensaft ist für ihn die einzige Feuchtigkeit, welche er zu sich nimmt, denn er säuft niemahls. Wenn endlich um ihn her alle Früchte fehlen, so stürzt er einzig und allein durch die Schwere vom Baume herab, und lebt nur fort, wenn der Zufall kein reissendes Thier oder keine Menschen herbey führt. Selbst die Liebe, die jedes andere Geschöpf oft bis zum Wahnsinn außer sich setzt, ist bey ihm so traurig, daß er sogar bey der Begattung mehrmahl einschlummert! Aus seinem platten finstern Gesichte wirft das todte Auge nur starre Blicke. Der ganze Körper, gekleidet in ein struppiges Haar von der Farbe des verdorreten Grases, ruht auf Schenkeln, die nicht gehörig eingelenkt zu seyn scheinen, und seine Stimme (er läßt sie nur zur Nachtzeit einzeln hören) besteht in dem eintönigen Geschrey: Ai, Ai!

Die Natur selbst hat ihn zwar gegen Buffons
nung nicht zum Elende bestimmt; denn sie
n ihn ja selbst, so weit es nur sein sonder-
: Bau zuließ, dagegen in Schutz; sie über-
ihn mit erstaunlich dickem gefühllosen Leder,
affnete ihn mit starken Klauen, stumpfte sei-
Nerven, seine Gefühle ab, überhob ihn gänz-
des Durstes, der Nothwendigkeit des Trin-
s, und ließ ihn durch das Wiederkäuen län-
seine einfache Speise genießen. Aber stets blei-
ı diese Faulen der neuen Welt die traurigste
terste Staffel aller bekannten Säugthiere.

Doch nicht genug. Sogar die dem Menschen
nahe verwandt scheinenden Affen tragen in Ame-
ka das Gepräge einer kraftloseren Natur. Denn
er dürfte es wagen, die dem Menschen so nahe
ehenden Affen von Afrika oder Indostan mit den
ffen von Gujana, Brasilien oder des ganzen
Amazonen-Landes zu messen? Die Sapajous und
Soginchen dieser Länder, was sind sie für klei-
ne, winzige, furchtsame Thierchen, wenn man
ihnen die menschenähnlich dastehenden Urangen,
die gescheiden frechen Paviane, Mandrillen oder
Magots entgegen setzt!

Auch scheint die Natur das Mangelhafte bey
den meisten Affen der neuen Welt gefühlt zu ha-

ben. Sie begabte sie, als wären ihre Pfoten oder Hände allein genommen nicht hinreichend, sich festzuhalten und Nahrung zu ergreifen, mit einem Wickelschwanze (Cauda prehensilis), der jenen gleichsam zu Hülfe kommt.

Endlich kommen wir zu dem Menschen selbst; zu der Vergleichung der Ureinwohner in der heißen Zone beyder Welten.

Da mußte es denn dem ersten Beobachter sofort ein merkwürdiges Phänomen seyn, daß Amerika nirgends in seinen heißesten Theilen Spuren wahrer Neger aufzuweisen hatte. Ganz Afrika war doch mit mehr oder weniger wollhaarigen Schwarzen von allen Nüancen der Farbe bevölkert, und man fand sie sogar im östlichen Asien auf Neu-Guinea unter dem Nahmen der Papous wieder. Asien selbst reicht aber einmahl nirgend bis zu dem Aequator hinab, und sodann bildet gerade derjenige Theil dieses Welttheiles, welcher der heißesten Sonne ausgesetzt ist, nur eine kleine Ländermasse, ein spitzes Dreyeck, das von beyden Seiten vom Meere umschlossen und daher abgekühlt wird.

Durfte man der Erfahrung gemäß die tiefsten Tinten der menschlichen Hautfarbe da suchen, wo die Hitze dauerhaft am stärksten ist, so muß-

te es befremden, weder in Gujana noch überhaupt auf Terra firma und dem so genannten Amazonen-Lande einen Schwarzen zu finden, vielmehr alle diese Länder mit langhaarigen Menschen von rothbrauner, bald dunkler, bald hellerer Tinte bewohnt zu sehen, und die, abermahls ein merkwürdiges Phänomen, im Ganzen genommen unter einander mehr Aehnlichkeit haben, als die Nationen der alten Hemisphäre.

Indeß wie viel beweiset die Farbe der Haut? Höchstens größere oder mindere Wärme des Klima's. Der Werth des Menschen selbst wird aber hierdurch auf keine Weise gemessen. Diesen bestimmt nur allein dasjenige, was die Geistes- und Leibeskräfte dauernd bewirkten.

Es kann daher auch hier nicht einmahl die Rede davon seyn, einzelne starke Nationen in beyden Hemisphären zum Vergleiche aufzusuchen, ob es gleich nicht schwer fallen würde, auf die größere Mannskraft und auf die derselben angemessene stärkere Bärtigkeit vieler Völker und der größern Population der alten Welt aufmerksam zu machen. Hier ist die Frage, welche Werke lieferten ihre Original-Nationen als bleibende Zeugnisse ihrer Talente und ihrer Ausdauer bey der Anwendung derselben, wie war der Stand ihrer

Cultur; wie die Art ihres Schutzes; die Art, ihre Bedürfnisse, ihren Ehrgeitz zu befriedigen; wie die Güte ihrer bürgerlichen Einrichtung; wie der Grad ihrer Cultur überhaupt?

Es leuchtet von selbst in die Augen, daß man zu einem solchen Vergleiche diejenigen Nationen beyder Hemisphären wählen muß, welche als Nation am meisten und am ausgezeichnetsten gewirkt haben.

Da wir Europäer eine fast totale Veränderung bey jenen Original-Bewohnern, besonders in Amerika, hervor gebracht haben, so muß man vorzüglich nach dem Zustande urtheilen, in welchem wir die Völker zur Zeit ihrer Entdeckung antrafen, und man muß zu solchen Monumenten ihrer Talente seine Zuflucht nehmen, welche wir etwa noch wirklich vorfinden, oder von denen uns gültige Schriftsteller der frühern Zeiten, der Zeit ihrer Entdeckung, sichere Nachrichten mitgetheilt haben.

Ruinen der Gebäude aller Art, so wie die Ueberbleibsel ehemahliger Vertheidigungswerke, sind deßhalb von desto größerer Wichtigkeit, weil sie zugleich Zeugnisse von vielen andern menschlichen Fertigkeiten und Erfindungen und von der Vervollkommnung dieser Erfindungen an die Hand

geben. Sie zeigen z. B. den Stand der Mechanik und der technischen Künste der Völker.

In einer andern Richtung kommt es denn auf die eigentlichen Erfindungen in den Wissenschaften an, auf die theoretischen Kenntnisse, z. B. auf die Ausbildung der Sprache, der Schreib- und Rechenkunst, der Astronomie u. dgl.

In Rücksicht der Künste mögen bey diesem Vergleiche die Monumente der Architectur für sich sprechen.

Es finden sich noch die schönsten Ruinen, welche uns von den Pallästen und Festungen der Ynkas in Peru übrig sind, in der Provinz Quito, unweit des Fleckens Atun-canjar. Die Zeichnungen sind von dem berühmten Spanier Ulloa gegeben, und, wie Condamine sagt, in viel zu schönem Lichte dargestellt. Dennoch zeigen sie nur Gebäude, welche entweder oben nur ein hölzernes Dach trugen, oder gar nicht bedeckt waren und die aller Witterung ausgesetzt blieben. Nirgends sieht man eine Spur von Fenstern; zwar sind die Thüren hoch, aber verhältnißmäßig schmal und nur so breit, daß die Ynkas, welche nur allein in dem Innern ihrer Zimmer den Boden sollten betreten haben, auf den Schultern einiger Männer hinein getragen werden konnten. Die-

se Gebäude hatten also entweder durchaus keinen Schutz gegen die Sonne und die Witterung, oder sie waren völlig dem Lichte unzugänglich, wenn nicht etwa in den hölzernen Dächern hierzu besondere Oeffnungen vorgerichtet waren, die denn freylich auch den Regen zuließen. Die Vertheilung der Zimmer ist dabey sehr unbequem. Das Gemäuer selbst besteht nur aus Backsteinen, die an der Sonne getrocknet waren; und wenn gleich einzelnes Gestein von so ansehnlicher Größe dabey vorkommt, daß dessen Fortbewegung durch so unmechanische Hände Verwunderung erregt, so sind dieß dennoch bey weitem keine Massen, welche sich mit den gigantischen Steinblöcken vergleichen lassen, die wir in dem berühmten und unerklärbaren Stonehenge von Salisbury kennen. Nur allein die genaue Zusammenfügung des Gemäuers beweiset außerordentliche Arbeitsamkeit. Aber wie dürftig erscheinen vollends diese Ruinen, wenn man sie mit den prächtigen Ueberbleibseln des alten Thebens, der Tempel bey Luxor oder Palmyra zusammen hält, die uns Pockok zeigt; oder mit jenen eben so majestätischen als unerklärten Ruinen von Persepolis, wovon uns de Bruyn zuerst eine richtige Zeichnung lieferte. Diese Monumente der alten Bau-

kunst übertreffen ja noch jetzt fast Alles, was wir in unsern so viel höher civilisirten Zeiten aufzuweisen haben.

Auch in Ansehung der Grabmähler — selbst bey den Tartarn Sibiriens, ein Gegenstand von feyerlichem Aufwande — dürfen sich die am höchsten cultivirten Völkerschaften der neuen Welt nicht mit denen der alten vergleichen. Wer darf nähmlich die Guacos der Peruaner, unbedeutende ovale Erdhügel, die inwendig mit einem Kreutzgange versehen sind, mit den riesenmäßigen Pyramiden Aegyptens zusammen stellen, die nicht bloß von gehauenen Steinen aufgeführt, sondern sogar ganz mit Marmor belegt waren!

Die einzigen Werke der Amerikaner, die mit Recht unsere Achtung verdienen, sind die vormahligen Heerstraßen der Ynkas. Man sieht noch deutlich zwey lange Chausseen von Quito bis Cusco auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen selbst über die Rücken neun tausend Fuß hoher Gebirge fortlaufen, und zu ihrer Seite stehen kleine Herbergen (Tambos) und Brunnen. Schätzbare Werke, die indeß nur eigentlichen Fleiß und keine tiefere Kenntnisse der Mechanik oder der Kunst erfordern. Aber auch diese wichtigen Erzeugnisse peruanischer Arbeitsamkeit wird man doch auf

keine Weise mit den Heerstraßen der Römer zu vergleichen wagen, die in jeder Richtung durch ihr großes Reich und selbst in das Ausland führten. Denn wie sehr stehen sie ihnen so wohl an Zahl (man zählte derselben über 60) als an Structur, an Festigkeit und selbst in Ansehung der großen Zwecke des Verkehrs und des Krieges nach! Auch hatten ja die Peruaner keinen Troß von Pferden, von Wagen und von großen Lastthieren. Die Heerstraßen waren daher lediglich für Fußgänger und höchstens für das schwächliche Schafkamehl (Lacma). Und wozu hätten diese Völker auch wohl bedeutender Heerstraßen und Reisewege bedurft, da man bey ihnen nicht die geringste Spur von einem beträchtlichen Handel nach weit aus einander gelegenen Gegenden vorfand? Wenn in einem großen Reiche wie Peru, dem Zarate zu Folge, nur eine einzige große Stadt, Cusco, vorhanden war, wenn bey dem mexicanischen Kaiserthume die wichtigsten benachbarten Provinzen, z. B. Tlascala, Cholula u. a., eben so viel isolirte, dem Hauptstaate feindliche Staaten bildeten, so war dort schon eben daher kein beträchtlicher Handel zu erwarten. Endlich bedenke man, daß die Bewohner der beyden ältesten und regelmäßigsten Reiche, Peru und Mexico, auch keine Idee von

Mün=

Münze, von eigentlichem Gelde hatten, und daß mithin das vorzüglichste Erleichterungsmittel des Handels dort ganz unbekannt war.

Man blicke in diesen Rücksichten auf die ältesten Völker des Orients. Haben uns nicht die trefflichen Arbeiten unsers Heeren überzeugt, daß die Caravanen bereits in den fast über die Geschichte hinaus liegenden Jahrhunderten die Schätze Ostindiens ins tiefste Afrika zum Umtausche gegen Menschen, Gold, Datteln und andere Producte dieses Welttheils periodisch führten, ja, daß man diesen bedeutenden Handel durch seine Verflechtung mit der Religion selbst noch wichtiger zu machen verstand. Auch reichet die Münze, die noch heut zu Tage das Hauptgeld in Ostindien ausmacht, die Rupie, bis in das höchste Alterthum hinauf.

Sind übrigens jene Heerstraßen der Ynkas, (sie sollten vielmehr Königsstraßen heißen, da sie fast gänzlich zum bequemern Fortkommen des Monarchen dienten) keine Beweise eines großen Verkehrs, so bleiben sie dennoch Zeugnisse der höheren Cultur der Peruaner gegen die übrigen Völker der neuen Welt.

Die wärmeren Theile des nördlichen Amerika's enthalten aber noch einige sonderbare Ueber-

bleibsel, deren schon zu vor im Allgemeinen Erwähnung geschehen ist *).

Die Zeichnung derselben, die in Deutschland wenig bekannt ist, verdiente hier einen Platz, theils weil sie wirklich merkwürdig sind, so wohl wegen ihres hohen Alters und wegen unsrer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Entstehungsepoche derselben, theils weil auch sie einen neuen Beweis geben, daß die berühmtesten Werke der Uramerikaner sich nicht mit denen der alten Welt messen dürfen. Denn die dem Kupfer beygefügte Erklärung des berühmten Smith-Barton zeigt, daß alle diese Werke, wovon sich gleichfalls ähnliche in Florida und Louisiana finden sollen, nur aus Erhöhungen, Wacken oder Vertiefungen, Einsenkungen, bestehen, welche nur aus Erde geformt waren.

Gehen wir in unserer Vergleichung jetzt zu den theoretischen Kenntnissen, zu den übrigen Wissenschaften, so ist die Kluft zwischen unserer alten Erde und der neuen noch weit größer.

Wie stand es mit der Schreib- und Rechenkunst, mit der Theilung der Zeit, mit der Astronomie, mit der dadurch zu verbessernden Nautik

*) Taschenbuch der Reisen für 1804. S. 166 und f.

und mit der Handelsmethode der beyden cultivirtesten Völker von Amerika, der Mexicaner und Peruaner, was war ihre Sittenlehre gegen die der Aegypter, der Araber, der Indier und der Chinesen?

Die uns hier vorgesteckten Gränzen erlauben kaum diese wichtigen Fragen nur im Allgemeinen zu beantworten.

Hinreichend ist es bekannt, daß die eigentliche Schreibekunst in ganz Amerika zur Zeit seiner Entdeckung dort gänzlich unbekannt war. Nur durch Zeichenschrift, durch eine Art von Hieroglyphen, bezeichneten die Mexicaner ihre Thaten, und erhielten auf diese Weise das Andenken derselben. Das zweyte am höchsten cultivirte Volk der neuen Welt, die Peruaner, bewerkstelligte dieß durch die Quipos, lederne Riemen mit Knoten. Bekanntlich bedienten sich die ältesten Völker unserer Halbkugel in ihrem rohesten Zustande ähnlicher Archive für ihre Thaten, z. B. die Aegypter, Phönicier u. a. Selbst die Chinesen hatten vor den Zeiten des Fohi, also in einem Alterthume, das zu Adam hinauf steigen soll, ähnliche Quipos oder Knoten. Allein seit wie langer Zeit machten in unserer Erdhälfte alle diese dürftigen Hülfsmittel der Buchstabenschrift Platz?

Schon zu Hiobs, also nach Goguet, zu des Erzvaters Jacobs Zeiten, war die Buchstabenschrift in Asien (in Arabien) vorhanden. Um mehrere Jahrtausende waren also die Bewohner der alten Welt vor den Amerikanern in diesem wichtigen Schritte der menschlichen Ausbildung voraus.

Eben so wenig läßt sich die Rechenkunst und die Astronomie jener Völker der neuen Welt mit der des Orients vergleichen. Ohne auf die fabelhaften Zeiten des Theuts (Mercurs) zurück gehen zu dürfen, den die Aegypter zum Urheber der Arithmetik und der Geometrie machen, so ist dennoch so viel gewiß, daß der Ursprung dieser Wissenschaften in der alten Welt sich in das dem Historiker völlig unerreichbare Alterthum verliert. Noch mehr; die ältesten Handelsleute, die Phönicier, brauchten schon, wie die Hebräer, die ersten Buchstaben des Alphabets als Zeichen der Zahlen, und fast alle unsere (östlichen) Nationen bedienen sich der Decadik, des bequemsten, durch die Zahl der Finger von der Natur uns selbst angewiesenen Systems von Zehenden. Ueberhaupt, so bald eine Masse von Menschen anfängt, sich zu einer Nation auszubilden, so bald bestimmte Begriffe von Privat-Eigenthum, von genauerer bürgerlicher Ordnung in jeder Rücksicht festgesetzt

werden, dann können Zahl, Maß und Gewicht nicht mehr unbestimmt bleiben; dann folgen hieraus fast unwillkührlich die Operationen des menschlichen Geistes, das Zählen, das Rechnen und Messen, und die Arithmetik und Geometrie gehen daraus gleichsam von selbst hervor.

Zwar hatten die Peruaner eine Staatsverfassung, worin das Eigenthum bestimmt war. Allein auch bey dieser Bestimmung war alles etwa auf eine solche Art angegeben wie bey den Krihks in Nord-Amerika, deren der dritte Jahrgang dieses Taschenbuchs *) Erwähnung that. In Peru theilte man nähmlich das gesammte urbar gemachte und in Gemeinschaft bearbeitete Land in drey, jedoch nicht gleiche Theile. Das erste Drittel des Ertrags gehörte der Sonne, dem obersten Gott, der Religion, also den Priestern, das zweyte dem Monarchen, dem Ynka; und nur das dritte, freylich das größte, reichte dem Volke seinen Unterhalt. Indeß ward den Individuen nicht einzeln ihre Quantität davon angewiesen oder zugetheilt; sie sahen es als eine gemeinschaftliche Unterhaltsquelle an, und wurden daher, wie zu einem einzigen großen Haushalte ge-

*) Taschenbuch der Reisen 1804. S. 196.

hörend, fast gänzlich patriarchalisch regiert. Es stand also dieß Volk, bey welchem man sich stets das Maximum der Cultur in der westlichen Welt gedenkt, zu der Zeit ihrer Entdeckung, also noch zu Ende des funfzehnten Jahrhunders da, wo wir Abraham und überhaupt die Erzväter finden, denen doch viele Kenner der ältesten Geschichte nur einen geringern und späteren Grad der Cultur zugestehen, als den Aegyptern, Chinesen oder den alten Indiern.

Die Theilung der Zeit und die ganze Astronomie der beyden erwähnten amerikanischen Völker läßt sich eben daher noch weit weniger mit der Sternkunde der Indier, der Araber und der ältesten Chinesen vergleichen. Le Gentül fand die Braminen im Besitze mehrerer Methoden, die Sonnen- und Mondsinsternisse richtig zu berechnen; die Periode von 19 Jahren, die die Neumonde auf ein und denselben Tag zurück führt, so wie das Schaltjahr von 365 1/4 Tagen waren den ältesten Chinesen bekannt; und was die Araber uns von der Astronomie der alten Chaldäer überliefet haben, zeigt, daß sie der wahren Zeitrechnung sehr nahe kamen, da sie das Sonnenjahr auf 365 Tage 5 Stunden 49′38″ setzten. Bally sucht sogar darzuthun; daß die Schiefe

der Ekliptik, die Procession der Aequinoxen, kurz solche Angaben, welche zu den schwierigsten der Sternkunde gehören, den Urvölkern der alten Welt nicht unbekannt gewesen sind.

Die Menschen der neuen Welt, die kaum bis auf zehn zu zählen vermochten, wie unendlich waren sie hingegen zurück. Wußten sie doch nicht einmahl die Planeten zu unterscheiden, hielten sie doch Columbus für einen Zauberer, als er eine Mondfinsterniß richtig vorher sagte, und sie theilten das Jahr, wie fast alle Wilde, nach Ernten. Und wenn gleich die Peruaner, die wegen ihres Cultus (da sich ihre Ynkas für Söhne der Sonne ausgaben) das Gestirn des Tages genauer beobachteten, die Tag- und Nachtgleichen kannten, und die Venus als den stäten Begleiter der Sonne vorzüglich schätzten, so rechneten sie dennoch gleichfalls nach Monden, hielten die Finsternisse für furchtbare Erscheinungen, und suchten durch Trommeln, durch Geschrey und durch Hundegeheul, welches sie diesen Thieren durch Prügel abzwangen, den Mond zum Mitleid zu bewegen, damit er ihnen sein Licht wieder früher schenken möchte.

Schon hieraus läßt sich schließen, wie es mit der Erdkunde und mit der Nautik dieser Amerika-

ner beschaffen seyn konnte, und dennoch waren Peru und einige Theile des mexicanischen Reichs am Meere gelegen. Wie alt ist dagegen die Schiffkunst im Orient! Was für ansehnliche Schiffe baueten die Alten, und seit wie langen Zeiten stritten ihre Flotten um die Herrschaft auf dem Meere? Gama fand bereits bey seiner ersten Ankunft auf Mosambique dort die Boussole im Gebrauch, ja man weiß, daß die Chinesen diesen Wegweiser auf dem Meere lange vor uns Europäern gehabt haben.

Gesetzgebung, Polizey, Sittenlehre und alle übrige Wissenschaften, wodurch die menschliche Gesellschaft in Ordnung und Rechtlichkeit erhalten wird, verlieren sich auf unserer Erdhälfte weit in das graueste Alterthum. Es hieße die Leser spotten, wenn man hier die Beweise davon aus Moses, aus Salomo und ähnlichen alten Schriftstellern führen wollte; allein es verdient doch wohlbemerkt zu werden, daß die ältesten Schriften der Braminen sich einer trefflichen Moral rühmen, die selbst die Liebe der Feinde geboth, und daß nachmahls Confutzé sowohl ein System einer vorzüglichen Sittenlehre, als einer guten Gesetzgebung vertrug.

Wo war etwas Aehnliches selbst in den uns

um Jahrtausende nähern Zeiten des Cortez oder der Pizarren in Amerika zu finden? Selbst Garcilasso, der als ein peruanischer Mestitze alles hervor gesucht hat, seinen Landsleuten Talente anzudichten, ist nicht vermögend, diesen gänzlichen Mangel an richtigen Kenntnissen auf irgend eine mögliche Art von ihnen abzulehnen. Denn man könnte leicht zeigen, wie weit die Poesie der Amerikaner gegen jene erhabene Gesänge der Hebräer oder anderer alten Völker des Orients zurück blieb.

Alles stand mithin dort in früher jugendlicher Rohheit; Alles, wodurch eine große Menschenmasse in Sicherheit und Ordnung, in Wohlstand und Behaglichkeit dauernd erhalten wird. Alles, wodurch sich der Geist des Menschen groß und erhaben zeigt, sey es in Erfindungen, in Künsten, in den schönen oder ernsten Wissenschaften, alles lag noch in der Wiege.

Bey dieser dürftigen Ausbildung selbst derjenigen Kenntnisse, die den Staat innerlich und äußerlich sichern, begreift man es, wie der muthige, gescheide, geld- und ruhmsüchtige, hartherzige Krieger der alten Welt so schnell solche Völker unterjochte, so bald man sich ihn besonders mit allen Künsten und Waffen der Kriegswissenschaft

ausgerüstet, und noch überdieß vom Fanatismus geleitet, denkt.

Bey den Eroberungen von Mexico und Peru durch die Spanier wird aber der Unterschied auffallend, den das Klima hierbey verursachte.

Der Peruaner stand ohne Zweifel im Ganzen auf einer höhern Stufe der Cultur, als der Mexicaner. Dieß bewiesen seine besser eingerichtete Regierungsform, die mehr auf den ruhigen, ordentlichen Fortgang der Societät gegründet war; sein Gottesdienst, der nicht, wie bey den Mexicanern, durch die dabey nothwendigen Menschenopfer entweiht wurde; der im Ganzen regelmäßigere Ackerbau; das von ihnen zu einem Haus- und Lastthier gezähmte Schafkamehl; die höher cultivirten Kenntnisse und Künste, z. B. die durch die Quipos geführten Jahrbücher und Rechnungen; das fast bis zur Festigkeit des Eisens gehärtete, zu Werkzeugen gebrauchte Kupfer.

Dennoch wurde diese höher ausgebildete Nation weit leichter von den Spaniern unterjocht, als die roheren Mexicaner.

Eine kurze Anzeige von diesen merkwürdigen Epochen für die Geschichte der neuen Welt wird hier zweyfaches Interesse haben. Sie lehrt Vieles von dem ehemahligen Zustande jener beyden Rei-

che, und zeigt zugleich, wie schnell, mit wie wenigen Mitteln und mit wie geringem Verluste, die mächtigen Staaten des Motezuma und der Ynkas zertrümmert wurden; endlich beglaubiget sie zugleich unsere Behauptung in Rücksicht des Klimas.

Franz Pizarro, ein höchst uncultivirter Soldat, Bastard eines spanischen Hauptmanns, ging als Anführer mehrerer kühnen Abenteurer nach Süd-Amerika; verheerte und plünderte die ihm bey seiner Landung dort vorkommenden Landschaften Peponan, Tumbes und andere, und drang endlich bis zu dem damahls regierenden Monarchen von Peru, dem Ynka, Atahualiba, vor. In dem Felde bey Caxamalca empfängt ihn der Ynka, umgeben mit allem Reichthume und aller Pracht eines Monarchen des goldreichen Peru, aber auch mit einer Armee von mehr als 32000 bewaffneten Indianern.

Pizarro hatte nur 160 Mann, hierunter 60 Reiter und ein Paar unbedeutende Feldstücke. Diese Reiter verbarg er bis auf Wenige hinter einer Mauer, um durch das plötzliche Hervorbrechen der Pferde, welche den Indianern völlig unbekannte furchtbare Thiere schienen, desto größeren Schrecken einzujagen.

Einer alten Prophezeyung in Peru zu Folge sollten dort dereinst bärtige, lang bekleidete Fremde als echte Kinder der Sonne erscheinen. Eini-

ge Schriftsteller behaupten daher, der Ynka habe die Spanier mit einer religiösen Ehrfurcht angesehen und seinen Unterthanen gebothen, diese Fremdlinge wie Gesandten Gottes aufzunehmen. Nach Andern spottete er aber vielmehr über diese Hand voll bärtiger Fremdlinge, im Falle sie feindliche Absichten gegen ihn hägen sollten. Indeß ging er ihnen friedlich, jedoch zugleich mit einer wirklichen Armee entgegen.

Auf einem prächtigen Tragsessel, der von mehreren Vornehmen des Reichs getragen ward, erschien der Ynka mitten unter diesen gutmüthigen Menschen, als sich der Mönch de la Valle Viridi, der Feldgeistliche der Spanier, nebst dem Dolmetscher Philippillo zu ihm hinan drängte, um ihm die Ursache der Ankunft der Spanier kund zu thun. Er sagte ihm dann: der Papst habe seinem Kaiser alle zu entdeckende Länder der neuen Welt geschenkt, mit der Bedingung, die darin lebenden Einwohner zur katholischen Religion zu bekehren. Nun fing der Mönch an die Lehren von der Erschaffung des Menschen, die Menschwerdung, die Leiden, das Sterben und die Auferstehung Christi nebst den übrigen Hauptsätzen der christlichen Religion zu erzählen, und forderte den Ynka auf, nicht nur dem Kaiser Carl dem V.

zinsbar zu werden, sondern sofort die falsche Religion seiner Vorfahrer zu verlassen und das Christenthum gutwillig anzunehmen, wenn er sich nicht aussetzen wollte, dazu mit Gewalt gezwungen zu werden.

Bey allem Erstaunen behielt der Ynka dennoch Besinnungskraft genug, ihm ruhig zu antworten. Er, als freyer König, habe durchaus keine Verbindlichkeit, einem Monarchen, von dem er nie gehört, zinsbar zu werden. Noch weniger werde er die Religion seiner Väter verlassen, da diese sich auf einen ewigen unsterblichen Gott, auf die Sonne, und nicht auf einen erzeugten und gestorbenen Gott, wie bey den Christen, gründe; auch sey ihm ja von allen so eben vorgetragenen Geheimnissen niemahls etwas bekannt geworden. Und woher, fragte er, ist es dir dann kund worden, daß dein sterblicher Gott die Welt aus Nichts erschaffen? Valle Viridi zog die Bibel hervor, überreichte sie dem Ynka: „Dieses Buch," sagte er, „das Wort Gottes, bezeuget alles, was ich vorgetragen habe." Atahualiba nahm das Buch, blätterte darin, hielt es an sein Ohr, und warf es sodann zur Erde mit den Worten: Deine Quipos sagen mir von all dem nichts. Wüthend rief jetzt der Mönch den Spaniern zu! „Rache

ihr Christen, tödtet diese Ungläubigen, die das Wort Gottes mit Füßen treten."

Sofort gab Franz Pizarro das Zeichen zum Treffen. Der Donner des Geschützes und die hinter der Mauer plötzlich hervor brechende Cavallerie brachte die hierüber ins höchste Schrecken gesetzten Peruaner völlig aus aller Fassung.

Pizarro, an der Spitze seines Fußvolks, rückte nun unter stätem Feuern auf die schüchternen Indianer an, und da er leicht einsah, wie bey langer Unentschiedenheit des Treffens jeder Verlust auf seiner Seite, sey er noch so geringe, sehr bedeutend werden mußte, so drang er, bey seiner großen Leibesstärke, wüthend gegen den Ynka selbst hin, hieb die Träger des Sessels mehrmahl nieder (denn sie ersetzten sich einander schnell), ergriff endlich den Ynka bey der Kleidung, riß ihn von dem schwankenden Throne herab, und machte dem unglücklichen Monarchen mit eigenen Händen zum Gefangenen.

Hiermit war das Treffen und zugleich das Schicksal des wichtigsten Staats der neuen Welt auf einmahl entschieden. Die nach allen Seiten fliehenden, zum Theil wehrlosen Indianer wurden von den durch den fanatischen Geistlichen angefeuerten Spaniern ermordet; es kamen über

6000 harmlose Menschen um; 5000 Weiber ergaben sich, und unschätzbare Reichthümer wurden die Beute der gierigen Wütheriche. Nur allein das goldene Geschirr des Ynkas betrug 60000 Pistolen. Eine Masse goldener Gefäße, die ein großes Zimmer füllten, both der Ynka für seine Freyheit. Pizarro nahm diese Millionen, und erwürgte bald darauf verrätherisch den unglücklichen Monarchen, um sich nachmahls mit desto größerer Sicherheit aller übrigen Schätze des Reichs bemächtigen zu können.

Ein hundert und zwey und sechzig Spanier, wovon nur drey mit Musketen und zwanzig mit Armbrüsten, die Kugeln schossen, bewaffnet waren, nebst ein Paar Feldstücken, hatten also durch dieses einzige verrätherische Gefecht, worin sie keinen einzigen der Ihrigen verloren, ganz Peru erobert; denn selbst die noch übrigen ansehnlichen Heere der Peruaner, obgleich von zwey der besten Feldherren geführt, konnten es nachher nicht hindern, daß Pizarro das ganze Reich unterjochte.

So leicht war dem Cortez die Eroberung von Mexico wahrlich nicht. Cortez war an sich selbst sehr weit über Pizarro erhaben; nicht etwa bloß durch seinen alten Adel und gute Erziehung; er war es weit mehr durch seine Klugheitt, durch

vielfache Talente und Kenntnisse, durch seinen hohen Sinn und seine Gewandtheit. Diese Eigenschaften, mit dem größten Muthe vereinigt, bildeten aus ihm einen der ersten Feldherren.

Er unternahm die Expedition gegen Mexico mit 14 Schiffen, welche 617 Spanier enthielten. Hiervon waren freylich nur 17 beritten und 13 nur mit Feuergewehr bewaffnet, die übrigen mit Armbrüsten, Schwertern und Speeren; allein es waren gut disciplinirte Truppen, und die Artillerie, 16 Feldstücke, war für die damahlige Zeit schon beträchtlich.

Indeß war hier nicht bloß die Ausrüstung gegen Mexico viel bedeutender, das Benehmen der beyden Anführer stand in noch größerem Contrast, Pizarro handelte wie ein wilder Räuber; Cortez nahm hingegen alle Caziken durch gute Behandlung für sich ein; er beschenkte sie, und wenn er sich genöthigt sah, sie zu bekriegen, so erlaubte er, zum Erstaunen der Amerikaner, ihren Gefangenen ruhig die Heimkehr.

Welche große Schwierigkeiten stellten sich indeß dem seltenen Manne in den Weg! und hätte nicht ein an sich geringer Nebenumstand diese Schwierigkeiten erleichtert, wer weiß, ob Mexico schon damahls wäre erobert worden.

Aber Mexico war auch ein ganz anders eingerichteter, weit furchtbarerer Staat, als Peru. Es war, wie Robertson mühsam entwickelt hat, ein militärischer Staat, fast wie die europäischen, auf das Feudal-Wesen gegründet.

Eine Comité des hohen Adels wählte den Monarchen, und wenn man gleich bey ein und derselben Familie blieb, so ward doch nur derjenige daraus gewählt, der sich als ein vorzüglicher Krieger ausgezeichnet hatte. Unter dem Adel gab es viele Abstufungen, und die geringeren Classen waren wahre Vasallen. Alle aber erwiesen dem gewählten Monarchen die tiefste Ehrfurcht, und bothen sogleich ihre Mannschaft zum Kriege auf, so bald es der Kaiser befahl.

Das Volk selbst stand in der tiefsten Abhängigkeit ihrer Gutsherren. Die unterste Classe desselben, die Mayeques, waren glebae adscripti, mußten den Acker bauen, und wurden als Sclaven von ihren Herren ungestraft getödtet. Andere hatten den Hausdienst, wobey sie den gleichfalls hart behandelt wurden, und ihre Herren wie eine von Natur über sie erhabene Menschen-Race ansahen.

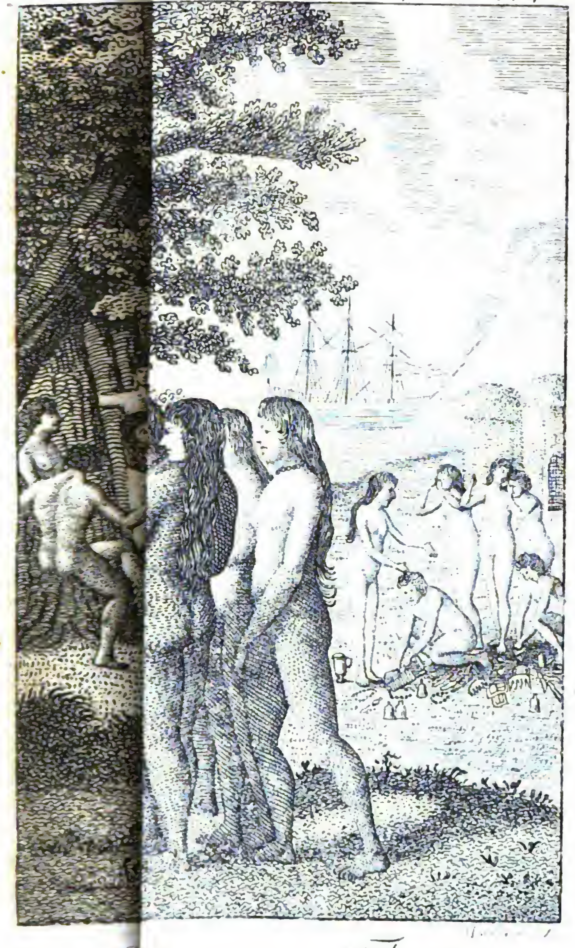
Durch viele Kriege hatte sich Mexico zu einem mächtigen Staate erhoben, und besonders

war Motezuma, der zur Zeit des Cortez regierende Monarch, wegen seines Despotismus gefürchtet.

Das kluge, sanfte Betragen des spanischen Feldherrn zog daher verschiedene mißvergnügte Große nebst ihren Provinzen auf seine Seite, wobey er folgenden Zufall sehr glücklich zu benutzen wußte.

Cortez war, aller Schonung ungeachtet, bey seiner Landung auf Tabasco von den Einwohnern feindlich behandelt worden. Er siegte in einem entscheidenden Treffen, worin er indeß zwey Spanier verlor und 70 wurden verwundet. Der Cazike, der nun Frieden suchte, brachte außer andern Geschenken dem Feldherrn 20 junge Mädchen *). Sie sollten, wie dieß bey den Americanern Sitte war, den Spaniern das Maisbrot backen. Hierunter war eine Sclavinn von eben so seltener Schönheit als Anmuth und Fähigkeit. Sie stammte als Tochter eines dem mexicanischen Reiche unterworfenen Caziken aus vornehmem Geschlechte; war sehr jung aus dem väterlichen Hause geraubt, und nach mehreren Schicksalen in die Hände des Caziken von Tabasco verkauft worden.

*) Siehe das Kupfer.



Frauen von Tabasko.

Bey diesen Abwechselungen ihres Aufenthalts hatte sie mehrere Sprachen und Dialecte verschiedener Völkerschaften erlernt, ohne dennoch die ihrige zu vergessen, und ihre schnelle Fassungskraft machte ihr gleichfalls das Spanische bald geläufig.

Cortez war gleich Anfangs von der Schönheit der Indianerinn eingenommen, aber jene ihm so nützliche Talente erhöheten seine Leidenschaft. Er ließ sie in unserer Religion unterrichten, gab ihr in der Taufe den Nahmen Donna Marina, und zeugte mit ihr einen Sohn, Martin Cortez, der nachmahls Ritter des St. Jacobs-Ordens wurde.

Auch legte er mit Recht einen großen Werth auf diese Frau. Sie war ihm stets innigst ergeben; sie half ihm aus den bedenklichsten Lagen, ja ohne sie wäre wahrscheinlich sein ganzes Unternehmen gescheitert. Durch sie ward er nicht nur den amerikanischen Nationen verständlich; ihre Beredsamkeit führte den Spaniern mehrere Bundesgenossen zu, und flößte ihnen Zutrauen zu den Spaniern ein; ihre Schlauheit entdeckte gefährliche Conspirationen, und nur durch ihre Ueberredungskraft gab sich nachmahls Motezuma freywillig in die Hände des Cortez.

Kaum hatte Cortez in Tabasco gesiegt, als sich ihm unweit größere Schwierigkeiten zu überwinden darstellten.

Motezuma forderte ihn durch seine Gesandten auf, sogleich sein Reich zu verlassen; denn auch die Mexicaner trugen sich mit einer Prophezeyung, daß ihre Monarchie durch bärtige, durchaus ungewöhnliche Menschen würde zertrümmert werden. Anfangs schickte er, um ihn hierzu willfährig zu machen, sehr ansehnliche Geschenke: allein da Cortez mit seinen Leuten, durch diese Geschenke auf dieß reiche Land nur begieriger gemacht, durchaus darauf bestand, dem Kaiser in Mexico selbst aufzuwarten, und wie er vorgab, ihm dort wichtige Anträge von seinem Könige zu überbringen, so gewann alles ein feindliches Ansehen. Die Mexicaner, welche den Spaniern vorhin Lebensmittel zugeführt hatten, zogen sich zurück, und setzten sie dem Hunger aus. Auf einer unfruchtbaren Fläche eines durchaus unbekannten Landes, nur von feindlichen Völkerschaften umgeben, was Wunder, wenn die Spanier eine so traurige gefahrvolle Lage nicht lange ohne Murren ertrugen? Auch zeigte sich bald eine Verschwörung; nur durch die kluge Strenge, womit Cortez die Anführer bestrafte, erstickte er sie im Aufkeimen. Der seltene Mann ging aber weiter. Um jetzt den Seinigen jeden Gedanken zur Rückkehr nach Cuba zu nehmen, wußte er sie sogar zum

Verbrennen der Flotte zu bewegen. Das Reich zu erobern oder umzukommen, eines von beyden war jetzt nur ihr Loos.

Glücklich genug hatte sein erster Sieg, sein festes Benehmen gegen die Forderung von Motezuma, das den Abgesandten gezeigte furchtbare Truppen-Manövre einige mächtige Feinde dieses Kaisers geweckt. Sie hofften sich durch diese, wie vom Himmel gesandte außerordentlich mächtige Menschen der Tyranney des Motezuma zu entziehen. Die Caziken der Zampolaner und Totonaquer suchten die Freundschaft der Spanier, und die Beredsamkeit der Donna Marina trug nicht wenig dazu bey, auch andere Provinzen, durch welche Cortez seinen Zug nach Mexico nahm, zu seinen Bundesgenossen zu machen.

Nur die Tlascalaner, wenn gleich ebenfalls Feinde des Motezuma, verweigerten, mit den Waffen in der Hand, den Spaniern den Durchzug durch ihr Land. Tlascala war eine unabhängige Republik. Sie ward von einer Comité gewählter Krieger regiert, und dieser Staat, ob er gleich Ackerbau trieb, lebte dennoch zum Theil noch von der Jagd. Hierdurch waren diese Republikaner, so wie viele der nördlicheren Amerikaner, abgehärtete rüstige Menschen und stets in

den Waffen geübt. Auf ihre Unabhängigkeit stolz wollten sie sich auch mit den Fremdlingen messen, deren Tapferkeit man ihnen so sehr gerühmt hatte, und die sie wegen ihres Zuges nach Mexico für Freunde des Motezuma hielten.

Schon in dem ersten Treffen fühlte Cortez, daß er streitbare Männer vor sich hatte. Er siegte zwar; allein sein Sieg kostete ihm zwey Pferde, für ihn ein unersetzlicher Verlust.

Ein zweytes, schwereres und für die Spanier glücklicheres Treffen, folgte dem ersten, dennoch ward weder ein Europäer getödtet noch gefangen.

Jetzt hielt man die Spanier, der Aussage der Priester zu Folge, für Söhne der Sonne, die, durch das Licht ihres Vaters belebt, am Tage unüberwindlich wären. Sofort überfiel man sie zu Nachts. Allein Cortez war zu wachsam, um nicht auch diesen Streich zu vereiteln.

Dieß brach den Muth der Tlascalaner, erfüllte sie mit Ehrfurcht für Cortez, und machte sie zu seinen Bundesgenossen.

Bald hätte indeß der Bigotismus des Cortez alles Gute vernichtet; nur der vorsichtigere Feldgeistliche half aus der Noth. So wie zum größten Aergernisse der Amerikaner Cortez in Zempoala die Tempel gestürmt und die Götzen zertrüm-

mert hatte, so war er bereits im Begriffe, ähnliche Unbesonnenheiten in Tlascala auszuüben, als der Pater Olmeda, wer wird diesen spanischen Mönch für die damahligen Zeiten nicht bewundern, ihn durch die Vorstellung der daraus entstehenden Gefahren zurück hielt; es wurde indeß dennoch die gänzliche Abschaffung der Menschenopfer glücklich bewirkt.

Der Aufenthalt in Tlascala gab zu der Beobachtung einer den Spaniern seltenen Naturbegebenheit Gelegenheit, und der richtige Blick des Cortez wußte auch dieß zu seinem Vortheile zu benutzen.

Der in der Nähe gelegene Vulkan Popocatepa (so nennen ihn noch jetzt unsere Karten) ward von den Tlascalanern stets mit einem heiligen Schauder betrachtet. Man hielt ihn wegen seines Dampfes und seiner Flammen für den Ort der Qual boßhafter Seelen; niemand wagte es daher sich seinem Gipfel zu nähern.

Ein kühner Spanier, Ordaz, unternahm es, diesen Schlund genauer kennen zu lernen.

Ordaz wählte zwey Spanier zu Begleitern und mehrere Indianer zu Wegweisern. Die letztern führten ihn bis zu dem Fuße des Gebirges, einer herzlichen baumreichen Gegend; aber hö-

her hinauf getraueten sie sich nicht. Die Spanier stiegen unter dem Brüllen des Vulkans, auf der mit Schlacken, Rauch und Asche bedeckten, unter ihnen bebenden Erde, kühn gegen den Gipfel hinan. Mühsam mußten sie oftmahls über die steilen Klippen und Schlacken hinkriechen, ja ein Feuerregen zwang sie, in einer Höhle Schutz zu suchen. Indeß erreichten sie glücklich den Krater. Seine Mündung hielt über eine Viertelmeile im Umfange. In seinem Innern sah Ordaz eine beträchtliche Menge von Schwefel, und bemerkte deutlich die wellenförmig aufwallende feurige Lava. Dieß war unstreitig eine der ersten, und für die damahlige Zeit (1519) ziemlich lehrreiche Untersuchungsreise zu einem lebendigen Vulkan. Cortez zog, nach dem Berichte des Ordaz, aus diesem Vulkane den Schwefel, wodurch er sein Pulver ersetzte; und die hierdurch so nützlich gewordene Kühnheit des Ordaz belohnte Kaiser Carl der V. außer andern reellen Gnadenbezeigungen auch dadurch, daß er ihm einen feuerspeyenden Berg zu seinem Wappen gab.

Cortez, durch die tapfern Tlascalaner verstärkt, rückte nun gegen Mexico weiter vor, so sehr ihn Motezuma durch eine zweyte, mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft hiervon abzuhal-

halten suchte, und so sehr auch Hinterlist, durch Kunst gefährlich gemachte Wege und ähnliche Schwierigkeiten ihn zurück hielten. Auch hierbey verdankte er seine Erhaltung der D. Marina. Sie allein entdeckte durch das Zutrauen einer Einwohnerinn von Cholula eine Verschwörung gegen die Spanier; die Cholulaner hätten sie wahrscheinlich in einer Nacht aufgeopfert.

Der Anblick von Mexico, der Hauptstadt des Reichs, mußte allerdings imponirend seyn.

Mexico ist in einer großen Fläche gelegen, welche durch die sie umgebenden Gebirge, obgleich unter der warmen Zone, (Mexico liegt unter 19°25′50″ nördl. Br. nach la Chappe) dennoch eines milden Klima's genießt. Von diesen Gebirgen steigen eine große Menge theils kleinere, theils größere Gewässer herab, und bilden mehrere Seen. Die beyden größten von ihnen halten gegen 18 deutsche Meilen im Umfange, und stehen mit einander in Verbindung. Der eine See hat frisches Wasser, das Wasser des andern hingegen ist salzig. An den Ufern des letztern und auf mehreren kleinen Inseln war Mexico erbauet; als Zugänge zu dieser Hauptstadt führen künstliche Dämme von Stein und Erde. Einige, z. B. die in Westen, sind gegen drey

Viertel-, andere selbst über eine deutsche Meile lang, bey einer Breite von 30 Fuß. In Osten konnte man aber nur allein durch Canoes (Böthe) über den See zu der Stadt gelangen.

Auf diesen Dämmen waren in gehörigen Zwischenräumen Oeffnungen, Einschnitte zum Durchlassen des Wassers in der Zeit der Ueberschwemmung. Da diese Einschnitte mit Balken überlegt und mit Erde überdeckt waren, so blieb der Weg dadurch ununterbrochen.

Die Bauart der Stadt selbst war gleichfalls sonderbar. Alle Häuser der bürgerlichen Einwohner waren gleichsam zwergig, sie waren nur Hütten gegen die Tempel und gegen die Palläste des Kaisers und der Großen; jedoch standen sie in geraden Linien längs den Canälen gebauet. Auch fanden sich mehrere offene Plätze, worunter der größte, der zum Marktplatze diente, gegen 50,000 Menschen fassen konnte.

Ueberhaupt übertraf Mexico alle Städte des Reichs; und Cortez gibt selbst, nach den mäßigsten Rechnungen, die Anzahl der Einwohner auf 60,000 an.

In diese volkreiche, so gefährlich gebauete, feindliche Stadt wagte sich dennoch Cortez mit einigen hundert Spaniern. Aber er hatte auch bald

Ursache, es zu bereuen. Zwar ward er, wenigstens dem Scheine nach, von dem Kaiser mit der größten Freundschaft aufgenommen. Motezuma kam ihm, seines Stolzes ungeachtet, persönlich entgegen; räumte ihm einen der ansehnlichsten, von seinen Vorfahren erbaueten Palläste ein; besuchte und beschenkte ihn. Dennoch fühlte es Cortez selbst, wie dieß nur alles Verstellung sey, um die Spanier desto sicherer aufzureiben. Auch zeigten sich bald die Feindseligkeiten in den Provinzen. Cortez hatte, da er durch Vernichtung seiner Flotte den Truppen die Rückkehr ins Vaterland abschnitt, am Meere in der Provinz Tlascala die Stadt Villa Rica de la Cruz (die reiche Stadt des Kreutzes, sonderbare Verbindung der Religion und der Geldgier!) erbauen lassen und mit einer Garnison versehen. Während jener freundschaftlichen Aufnahme in der Hauptstadt ward diese spanische Colonie von den Mexicanern vorsätzlich in Krieg verwickelt, und es war entschieden, daß der Anführer der Indianer die Einstimmung des Motezuma hierzu erhalten hatte.

In dieser gefahrvollen Lage glaubte Cortez sich durch Bemächtigung der Person des Motezuma selbst Sicherheit zu verschaffen. Nachdem der Anführer jener Feindseligkeiten gegen die spani-

sche Colonie mit dem Tode bestraft war, so wurde der Kaiser von Mexico von den Spaniern, theils durch Drohen, theils durch die Beredsamkeit der Donna Marina in das Quartier der Spanier gebracht, und da man behauptete, er habe jene Feindseligkeiten selbst befohlen, sogar mit Ketten belegt. Zwar wurden ihm die Fesseln gleich nach Bestrafung des Feldherrn wieder abgenommen, auch betrachtete man ihn noch immer als den wirklichen regierenden Monarchen, alle Reichsgeschäfte gingen durch ihn während des sechsmonathlichen Aufenthalts bey den Spaniern ihren gewöhnlichen Gang. Indeß mußte sich Motezuma dennoch für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären, und die bedeutendsten Schätze an Gold, Perlen und Juwelen dem Sieger aushändigen. Aber eben dieß vermehrte nur die Unruhe des Cortez. Der gesammte Schatz betrug nur 600,000 Pesos, eine Summe, die den Ideen der raubsüchtigen Spanier durchaus nicht entsprach, vornähmlich, da für die Krone ein Fünftel, so wie für den Feldherrn selbst ein zweytes Fünftel davon zurück gelegt ward.

Da die Mexicaner nicht wie die Peruaner die Kunst verstanden, Gold und selbst Silber zu schmelzen, sondern nur allein jenes erste Metall durch

Waschen aus den von den goldhaltenden Gebirgen herab strömenden Bächen erhielten, so muß die oben angezeigte Masse der edlen Metalle im Schatze des Kaisers stets noch sehr ansehnlich scheinen, ob sie gleich für die gierigen Erwartungen der Spanier viel zu geringe war.

Eben dieses gab Anlaß zum Murren der Soldaten gegen Cortez. Dennoch war dieß noch ein geringes Uebel gegen das, womit er bald darauf bedrohet ward.

Cortez war anfänglich von dem spanischen Gouverneur auf Cuba, Velasquez, zum Erobern neuer Länder ausgesandt; und diesen hat es schon mehrmahl gereuet, einem so unternehmenden, ehrsüchtigen und gescheiden Manne eine solche Laufbahn zur Ehre und zum Gewinne eröffnet zu haben. Velasquez hatte auch bereits ihn seiner Stelle zu berauben und sich selbst den Werth der Entdeckung zuzueignen gesucht; allein Cortez war bis jetzt allen seinen Anschlägen glücklich ausgewichen, ja er hatte sich selbst bey der Begeisterung, mit welcher er seine Soldaten für sich zu beseelen wußte, zum königlichen General-Capitán erklärt. Um die Bestätigung hiervon vom Kaiser Carl dem V. zu erhalten, war von ihm ein Schiff nach Spanien nebst einigen der merkwür-

digsten Producte der eroberten Länder, worunter selbst einige Indier waren, abgesandt.

Velasquez, der sich ohnehin die ganze Eroberung von Mexico anmaßen wollte, ward durch die Nachricht von der Sendung des Cortez nach Spanien noch mehr aufgebracht. Er ließ daher eine bedeutende Flotte mit 800 Mann und 12 Kanonen von Cuba abgehen, unter den Befehlen des Narvaez, eines tapfern Feldherren, der dabey persönliche Feindschaft gegen Cortez hägte.

Kaum war diese feindliche Flotte gelandet, als Narvaez bereits Mittel gefunden hatte, sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er ließ, um Cortez gänzlich zu unterdrücken, dem Motezuma anzeigen: Cortez sey ein Rebell gegen seinen eigenen König; dieser mißbilligte alles, was gegen Mexico und besonders gegen die Person des Motezuma geschehen sey. Er komme daher in der Absicht, letztern in Freyheit zu setzen, mit ihm ein Bündniß zu schließen, den Cortez aber zu bestrafen.

In dieser verzweiflungsvollen Lage zeigte sich aber Cortez ganz als seltenen Mann von vielfachen Talenten. Sandoval, der Gouverneur der von ihm errichteten Stadt Vera Cruz, hatte die von Narvaez dorthin zur Aufforderung der Stadt ab-

gesandten Spanier, worunter ein Geistlicher war, in Ketten gelegt und dem Cortez nach Mexico zugesandt. Cortez mißbilligte diese Strenge, entschlug sie so fort ihrer Fesseln und suchte dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen. Er bemühete sich, den Narvaez selbst zu einem gütlichen Vergleich zu bringen, allein vergebens. Jetzt mußte er mit einer weit geringern Anzahl Spanier gegen Spanier fechten, und zugleich die Indier als Feinde im Rücken lassen, welch eine Lage! Aber Klugheit, mit größter Tapferkeit und Landeskunde verbunden, gaben bald den Ausschlag. Die Regenzeit der warmen Zone war eingetreten; die Truppen des Narvaez, weniger an dieses Klima und seine Beschwerden gewöhnt, flohen mißmuthig das offene Feld; sie zogen sich zum ruhigen Obdache in die Stadt Zempaola.

Hier wähnten sie durch das stets herab strömende Wasser selbst einer sichern Ruhe genießen zu können, als sie von den abgehärteten Veteranen des Cortez zur Nachtzeit plötzlich überfallen wurden. Bey der dicken Finsterniß unterschied man kaum Feind und Freund. Ein glücklicher Zufall war es für Cortez, daß Narvaez selbst gleich Anfangs durch einen Speer am Auge verwundet zu Boden stürzte und hierdurch in die

Hände seiner Feinde gerieth. Muthlos durch den Verlust ihres Anführers, überzeugt von der Tapferkeit des Cortez, dabey nach dem Siege von ihm auf das gütigste behandelt, und endlich voll von großen Erwartungen, mit ihm die Schätze von Mexico zu theilen, traten die meisten Spanier des Narvaez zu der Gegenpartey hinüber.

Auf diese Weise erntete Cortez da Ehre und Vortheil, woher er seinen Untergang erwarten mußte; denn jetzt konnte er mit sehr ansehnlicher Verstärkung wieder gegen Mexico vorrücken.

Zu Mexico selbst sah es indeß sehr gefährlich für ihn aus. Die Nation hatte während der Abwesenheit des spanischen Feldherren die dort zurück gebliebene geringe Anzahl Spanier überfallen, mehrere getödtet, eine noch größere Anzahl verwundet, und die von ihm für den See erbaute Brigantine, wie auch ihre Magazine verbrannt. Cortez, auf seine Verstärkung übermüthig, drohete den Mexicanern, behandelte sie mit Verachtung, und vermehrte dadurch ihre Erbitterung. Sie fielen das Quartier der Spanier wüthend an, und Cortez fühlte, seines Muths der über sie erfochtenen Vortheile ungeachtet, daß er nicht auf die Dauer der Menge Widerstand leisten könnte. In dieser Noth ließ er seinen königlichen Gefan-

genen, den Motezuma, selbst auftreten. Er sollte das Volk durch eine feyerliche Rede besänftigen; aber der ganze Pomp, in welchem der unglückliche Monarch zu dem Volke deßhalb haranguirte, erhöhte vielmehr seine Wuth. Seine Rede schien ihm erniedrigend; die ehemalige Achtung ging in bittersten Unwillen über; eine Menge Pfeile und Steine flogen von allen Seiten gegen den sonst so gefürchteten Fürsten; und aller Bedeckung der Spanier ungeachtet, sank er tödtlich verwundet zu Boden. Jetzt erwachte bey dem stürmenden Volke plötzlich der letzte Ueberrest von Achtung gegen seinen Souverain. Es schämte sich der Schandthat, fürchtete die Rache des Himmels, und floh wie geschlagen aus einander. Motezuma riß den Verband, den ihm die Spanier auf seine Wunden legten, mit Unwillen über seine Erniedrigung ab und starb.

Die mexicanischen Großen hatten so fort den Bruder des vorigen Kaisers, Quetlacava, zu seinem Nachfolger gewählt. Er war ein Mann von der größten Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, und zugleich einer der heftigsten Feinde der Spanier. Beydes zeigte er sogleich durch eben so gut berechnete als muthvolle neue Angriffe auf die Europäer. Beseelt durch ihren neuen

Souverän, achteten die Mexicaner das mörderische Metzeln, welches die Spanier besonders durch ihre Artillerie unter sie anrichteten, durchaus nicht. Bey dem wüthenden Angriffe auf das feindliche Quartier fielen Hunderte und wurden sogleich von Andern ersetzt. Ja, zwey der tapfersten Edelleute, als sie sahen, wie Cortez die Spanier durch sein Beyspiel anfeuerte, widmeten sich freywillig dem Tode. Cortez fand es nähmlich durchaus nothwendig, von einem hochgelegenen Tempel Meister zu werden, da ihn die Mexicaner von dort mit Pfeil- und Steinregen bestürmten. Er drang auch glücklich die hundertstufige Treppe hinauf, um die Feinde von dort zu vertreiben, als jene beyden rüstigen Mexicaner sich seiner mit Gewalt bemächtigten, um sich über die Ballustrade des Tempels mit ihm herab zu stürzen. Cortez verlor seine Besinnung nicht, er hielt sich, während daß er von den beyden starken Mexicanern aufgehoben ward, kraftvoll an der Ballustrade fest, und die beyden mexicanischen Decier wurden ohne ihn durch den Fall vergeblich zerschmettert. Dennoch mußten die Spanier nur darauf denken, wie sie sich aus der Stadt retten könnten; denn die Feinde, da sie sich bey diesem Kampfe noch mehr von der Uebermacht der Waffen und Ta-

pferkeit der Spanier überzeugt hatten, veränderten ihren ganzen Kriegsplan. Sie dachten jetzt darauf, die Spanier auszuhungern. Daher zerstörten sie die Dämme, und barricadirten die Straßen, die zu den Quartieren der Spanier führten. Cortez unternahm deßhalb mitten in der Nacht den Rückzug über einen der kürzeren Dämme, der in Nordwesten nach Tacuba führte. So vorsichtig und stille die Spanier nun auch dießmahl alles vorbereitet zu haben glaubten, so waren sie dennoch durch den neuen Kaiser der Mexicaner überlistet. Dieser hatte sie nie aus den Augen gelassen, und hatte so gute Maßregeln genommen, daß, als sie mitten auf dem Damme waren, ein sehr regelmäßig geführter fürchterlicher Angriff durch eine erstaunliche Anzahl von Böthen von beyden Seiten auf sie geschah.

Nach einem der blutigsten Gefechte, worin die Indianer zwar viele Tausende verloren, mußte Cortez sich noch glücklich schätzen, mit einem Theile der Truppen, mehreren vorzüglichen Anführern und der Donna Marina in dieser schrecklichen Nacht (Noche triste wird sie noch bis auf den heutigen Tag in Mexico genannt) lebendig und unverwundet zu entkommen. Mit Grausen hörte Cortez, während daß er mitten unter allen

Todesgefahren das feste Land erreichte, das klägliche Geschrey der umkommenden Spanier, das wilde Frohlocken der Feinde über den Sieg, und über die zum Opfer für die Götzen bestimmten Gefangenen. Aber nur erst beym Anbruche des folgenden Tages übersah er bey Tacuba die ganze Größe des Verlusts. Seine kleine Armee, welche durch die Verstärkung der Spanier des Narvaez gegen 1200 Mann betrug, war bis auf die Hälfte geschmolzen. Die ganze Artillerie, Munition und Bagage war auf dem Damme verloren gegangen, so wie der größte Theil der Pferde, 4000 der Hülfsvölker, und außer mehreren vorzüglichen Officieren der tapfere Velasquez de Leon.

Cortez verlor indeß den Muth nicht. Von der Nordwestseite des Sees hatte er einen weiten Marsch nach Tlascala zu seinen Bundesgenössen zu machen. Ehe sie dorthin gelangen konnten, mußten sie durch das große Thal bey Otumbo. Marina hatte die sie verfolgenden Mexicaner schon oftmahls rufen gehört „zieht nur hin, ihr Räu„ber, bald werdet ihr den Platz der Rache für „eure Thaten erreichen." Kaum stiegen sie in jenes Thal hinab, als ihnen ein kaum übersehbares Heer der Feinde jenen Ausruf verständlich

machte. Cortez mußte sich indeß einen Weg da-durch bahnen. Sein kleiner Haufen griff das gro-ße Heer mit unglaublichem Muthe an, und drang unter unaufhörlichem Metzeln stets vorwärts. Al-lein der Arm der Spanier ermüdete, und ohne ein glücklich gewähltes Wagestück des Cortez waren sie in kurzem ein Opfer der Feinde und ihrer Götter gewesen.

Der tapferste Adel der Mexicaner trug in je-der Schlacht das Reichspanier, die kaiserliche Fahne; von ihrer Erhaltung hing, angenomme-nen Ideen zu Folge, alles ab. Cortez benutzte die-sen Aberglauben, suchte die muthigsten der weni-gen ihm noch übrigen Cavalleristen zusammen, griff unaufhaltsam die das Reichspanier schützen-den Mexicaner an, und stieß den Fahnenträger mit einem Lanzenstoße zu Boden. In demselben Augenblicke sprang Johann von Salamanka vom Pferde, tödtete diesen, und eroberte das Panier. Allgemeines Schrecken bemächtigte sich so fort des ganzen feindlichen Heeres, jeder floh, und die Sieger hörten nur aus Ermattung auf zu würgen.

Die reiche Beute des Schlachtfeldes und die gute Aufnahme in Tlascala stellten dessen ungeachtet den Geist der Spanier nicht gänzlich wieder her. Sie hatten in einer traurigen Nacht zu viel ver-

loren, und ihr Mißmuth brach bald in eine Meuterey aus, die Cortez nur durch große Wachsamkeit und Ueberredungskunst einiger Maßen stillte.

Glücklich war es, daß er durch einige Mannschaft, Ammunition und Proviant von Cuba und Spanien aus Verstärkung erhielt. Hierdurch war seine Kriegsmacht wiederum angewachsen zu 550 Infanteristen, 40 Reitern und 9 Kanonen.

Hiermit eilte er nun zur Rache nach Mexico zurück. Aber er traf die Feinde nicht unvorbereitet. Der neue Kaiser hatte in den wenigen Tagen seiner Regierung bereits gezeigt, daß er die Krone würdig trage. Alle die Angriffe auf die Spanier, welche mit so vieler Klugheit angeordnet waren, rührten von ihm her. Jetzt ließ er bey der Rückkehr des Cortez nichts aus der Acht, wodurch ihr Vordringen erschwert werden konnte. Er suchte besonders durch Gründe seiner Religion die Tlascalaner von dem gemeinschaftlichen Feinde der mexicanischen Götter abwendig zu machen; er stellte in der Hauptstadt alle die Werke wieder her, die durch den Krieg gelitten hatten; that neue Befestigungen hinzu; füllte die Magazine mit Proviant und Waffen; ja er schuf durch die von den Spaniern erbeuteten Speere und Schwerter neue, weit furchtbarere Waffen als die bis da=

hin üblichen, welche nur geschärfte Steine oder gehärtetes Holz zur Schneide und Spitze hatten.

Es erwarteten also den Cortez neue und große Gefahren, als zu seinem Glücke der neue Kaiser der Mexicaner, Quetlavaca, starb, nachdem er nur wenige Tage regiert hatte.

Die Europäer hatten der neuen Welt die Kinderblattern zugeführt, und während daß Columbus jenes Uebel aus Westindien unter uns verbreitete, was selbst den höchsten physischen Genuß verbittert, und den letzten Zweck der Schöpfung zerstört, tauschten die ohnehin durch die Entdeckung unglücklichen Amerikaner ein ihnen ganz entschieden unbekanntes und damahls für sie unheilbares Gift dagegen ein; an den Kinderblattern verloren sie den talentvollen Monarchen.

Die Mexicaner wählten gleich darauf in dem Guatimozin einen tapfern jungen Mann zu seinem Nachfolger; dem Vorgänger scheint er aber vielmehr an Muth und Körperkraft, als an Talenten gleichgekommen zu seyn; denn so sehr er auch alles aufboth, den Spaniern zu widerstehen und ihre Bundesgenossen auf seine Seite zu ziehen, so war er dennoch hierin nicht sehr glücklich. Cortez, dem die dauernden Gefechte gefahrvoll wurden, wenn er auch gleich stets dar-

in die Oberhand behielt, hatte eine Anzahl Brigantinen erbauen lassen, die da bald Meister der Seen von Mexico wurden. Sie mußten der volkreichen Stadt die Zufuhr des Proviants zu Wasser abschneiden, während daß die vielen indischen Bundesgenossen dieß zu Lande bewirkten. Nun fing der Hunger unter den Mexicanern an zu wüthen.

Guatimozin hatte die Friedensanträge der Spanier mit Stolz zurück gewiesen, und es kostete Mühe, den Kaiser bey dieser verzweiflungsvollen Lage zur heimlichen Flucht über den See zu bereden. Endlich bequemte er sich hierzu; alles war dazu auf das vorsichtigste eingerichtet. Dennoch entging dieß Unternehmen der Wachsamkeit des Cortez nicht.

Die schnelleste Brigantine hohlte das Boot des Kaisers ein, und der unglückliche Monarch ward gefangen.

Guatimozin zeigte selbst im Unglücke hohen Muth und Edelsinn. „Hier," sagte er zum Cortez, als er gefangen vor ihm stand, „nimm diesen Dolch und durchbohre mir das Herz. Ich „that meine Pflicht als Monarch, bis auf den „letzten Augenblick vertheidigte ich mein Vaterland und mein Volk, nichts als der Tod ist mir „jetzt übrig!"

Und wie behandelten die verfeinerten Europäer den uncultivirten edlen Fürsten? Sie ließen ihn und seinen Vertrauten auf die Folter spannen, auf glühenden Kohlen braten, damit die Qualen den raubsüchtigen Spaniern die verheimlichten Schätze entdeckten. Schon äußerte des Kaisers Liebling durch laute Klagen Bereitwilligkeit, seinen rohen Henker zu befriedigen, aber Guatimozins unerschütterter stolzer Blick und die Worte: „Liege ich denn etwa hier auf Rosen?" weckten die erlöschende Standhaftigkeit des Vertrauten; er starb ohne Seufzer und ohne etwas zu entdecken.

Zwar endigte Cortez, so bald er diese Grausamkeit erfuhr, denn sie war ohne sein Vorwissen vorgenommen, für jetzt das Leiden und entriß den unglücklichen Fürsten der Marterbühne, allein wozu? Als bald darauf der gerechte Haß der Mexicaner gegen ihre fremde Tyrannen von neuem entbrannte, ward Guatimozin der Verschwörung gegen die Spanier beschuldigt; und Cortez, um schneller der Eroberung des Reichs gewiß zu seyn, ließ ihn wie Pizarro den Ynka erdrosseln; bald darauf unterwarfen sich alle Provinzen des Reichs dem spanischen Zepter.

So fiel denn endlich die mexicanische Monar-

chie; aber es kostete fast zweyjährigen harten Kampf (von 1519 - 1521) und mehrere Hunderte tapferer Europäer. Cortez war zwar durch die Statthalterschaft des von ihm eroberten Reichs und durch mehrere Auszeichnungen belohnt, dennoch siegte auch über ihn zuletzt der Neid. Er starb kaum noch von dem Souveräne geschätzt und gekannt, dem er unermeßliche Staaten und Reichthümer erkämpft hatte.

Es ist überhaupt sehr merkwürdig, wie die Eroberer der größten Reiche von Amerika den traurigsten Lohn ihrer mühsamen, gefahrvollen Arbeiten ernteten. Die Pizarren, die Almagros kamen elendiglich um; die Alvaredos, Soto, der Eroberer von Florida, und Cortez, starben entweder in Kummer, oder noch ehe sie die Früchte ihrer Arbeiten genießen konnten; selbst Columbus ließ seine Fesseln mit in sein Grab legen.

Kostete aber die Eroberung von Mexico mehr Zeit und mehr Menschen, als die von Peru, so war dieß dennoch verhältnißmäßig gegen die Größe und Bevölkerung des Reichs nur unbedeutend; der ganze Verlust des Cortez stieg nähmlich noch nicht auf 1000 Europäer. Wer darf dieß vergleichen mit den Tausenden, die die Mauren und Neger in Afrika erschlugen, oder in Fesseln leg-

ten? Dennoch ward darin kein großes Binnenland bis dahin unterjocht.

Die Geschichte der Eroberungen der hier erwähnten größten Reiche von Amerika legt daher ein neues Gewicht in die Schale der alten Welt; und auch sie scheinen das große Resultat zu bestätigen: Die Natur aller organisirten Wesen von Amerika deutet dort auf eine jüngere, noch schwächlichere Entwickelung. Hiervon überzeugte uns dann noch deutlicher der Vergleich der am reichsten ausgesteuerten Erdgürtel beyder Welten.

Später als unsere Erdhälfte ging daher wohl jene aus den Gewässern hervor; später ward sie von Menschen bevölkert. Diese traten dort in ein feuchtes Klima; sie traten auf einen noch nicht hinreichend ausgetrockneten Boden. Ihre Natur selbst fühlte bald hiervon den Einfluß, und es scheint, als ob nur erst nach vielen Jahrhunderten die stärkere Ausdünstung die Rückkehr der Kräfte und Talente unsers Geschlechts dort bewirkte.

Was für Abwechselung die Vulkane und andere Phänomene des unterirdischen Feuers in diese Scenen hinein brachten, wie sich hierdurch jenes Ganze der neuen Erdhälfte ausbildete, dieß mag der Geologe nach Gefallen berechnen, oder

auch durch bilderreiche Fantasie sich selbst mahlen, wir kehren jetzt zu der Wirklichkeit zurück. Wir wenden uns nähmlich zu der genauen Betrachtung der wärmeren Theile der neuen Welt, und spüren besonders den Fortschritten nach, welche das letzte Jahrhundert in der Kenntniß dieser Länder des dortigen Continents gemacht hat.

Florida.

Die Entdeckung von Florida enthält manches Sonderbare, welches einer Erwähnung werth scheint.

Als Ponz de Leon von der Insel Porto Rico im Jahre 1512 auf Entdeckung gegen Norden ausging, als er am Palmsonntage eine schöne Küste entdeckte, die von ihm deßhalb Florida genannt wurde, da fühlte er sich zugleich von der mächtigen Wirkung des Golph-Stromes *) fortgetrieben und gab eben daher dem Vorgebirge unter 20° 22′ den Nahmen Cap de Corrientes (Cap de Courans).

Der reitzende Anblick der Küste und das seltene Phänomen des Stromes erhitzten gar leicht die Einbildungskraft der Spanier, die da, ohne-

*) M. s. Taschenbuch der Reisen 2. Jahrg.

hin zu Ritterzügen und Rittermährchen gewöhnt, jetzt plötzlich durch Columbus eine neue Welt mit neuen Menschen, neuen Thieren und Pflanzen hatten hervor kommen sehen. Schon längst trug sich unter den Indianern von Cuba eine Sage, es gäbe auf den Inseln Bimini (Bahama) eine Jugendquelle; der sich darin badende erschlaffte Greis werde von neuem ein nerviger Jüngling, die welke Aeltermutter ein schönes blühendes Mädchen.

Ponz de Leon ließ sich auch hiervon hinreissen; er hielt Florida selbst für die glückliche Insel, worauf jene Feenquelle entspränge, suchte daher mit Ungestüm in ihr Inneres zu dringen, litt von den streitbaren Bewohnern der dortigen Küste einen beträchtlichen Verlust, und kehrte, nachdem er vergeblich dem Wunderwasser auf mehreren der Bahama-Inseln nachgegangen war, nach Porto Rico zurück.

Indeß war dennoch Florida hierdurch entdeckt, und die Spanier sind seit der Zeit fast immer davon Besitzer gewesen. Zwar ward es durch den Frieden von Versailles (1762) an England übergeben, allein schon im Jahre 1783 trat man es von neuem an Spanien ab.

Bekanntlich theilt es der Fluß Apalachicola

in West- und Ost-Florida. Die östlichen Gränzen hat das Meer bestimmt; in Norden wird es von dem Staate Georgien eingeschlossen, und in Westen von Louisiana. Hier scheinen, wie dieß bereits zuvor gezeigt ist *), die Gränzen bis jetzt noch nicht genau festgesetzt zu seyn; vielleicht werden sie auch dereinst gänzlich überflüssig.

Eben wegen dieser Ungewißheit scheint die Größe, welche einige Geographen auf etwas mehr als 3000 geogr. Quadrat-Meilen angeben, noch ziemlich unbestimmt.

Wegen der Lage des Landes kommt das Klima ziemlich mit dem von Louisiana überein. Und eben daher darf man auch größten Theils hier eben dieselben Natur-Producte erwarten. Nur Ost-Florida endigt mit einer südlichern Halbinsel, und läuft bey dem Cap Sable fast bis zu dem 25. Breitengrade hinab.

Schöpf und vorzüglich Bartram haben uns Florida als ein sehr merkwürdiges Land gezeichnet, und eine schöne Darstellung von dem Reichthum seiner Producte gegeben.

Florida biethet aber zugleich einen neuen Be-

*) M. s. den vorgeh. Jahrgang dieses Taschenbuchs S. 232.

weis dar von der großen Kälte der neuen Welt gegen die alte verglichen. Schöpf fand den März in der Hauptstadt St. Augustin (gegen 30° Br.) noch so rauh, daß man gern ein Kaminfeuer ertrug.

Im Januar hatte sich sogar in einer einzigen Nacht fingerdickes Eis angesetzt; auch erfroren damahls (1765) die Orangen und Bananen.

Wahrscheinlich trägt die innere Bildung von Ost-Florida Vieles zu dieser der Lage so wenig passenden Temperatur bey. Oben in Norden ist der schon zuvor erwähnte *) merkwürdige Sumpf Ekansanoka gelegen. Tiefer gegen Süden hinab stößt man bald auf den Johannisfluß. Dieser merkwürdige Fluß nimmt tief gegen Süden von Ost-Florida aus einem Sumpfe seinen Ursprung; indem er aber nach Nordwesten zum atlantischen Meere fortläuft, bildet er durch mehrere Erweiterungen beträchtliche Seen. Grantssee und der noch größere Georgensee sind hierunter die bedeutendsten. Der letzte hält gegen 4 deutsche Meilen, ist mit drey Inseln besetzt, die von den schönsten Bäumen und Sträuchern beschattet werden, und in ihren Waldungen Hir-

*) Man s. den vorhergehenden Jahrgang dieses Taschenbuchs. S. 64.

sche, Truthühner, Bären, Wölfe, wilde Katzen, Holzratten, Eichhörner, Ratoons und Beutelthiere beherbergen.

Hier und um den Johannisfluß überhaupt zeigt sich die volle Schönheit der Flora dieses Landes. Die Kohlpalme (Areca oleracea), die Fächerpalme, der hohe Ceibus, die prächtige Magnolie, der Seifenbeerenbaum (Sapindus), der Wachsbaum (Myrica cerifera), und die immergrünende Eiche, oft von 18 Fuß im Umfange, stehen hier untermischt mit Orangenhainen, mit dem Liquidamber, den herrlichen Papayen (Carica papaya), der zweyzeiligen Cypresse (Cypressus disticha), in deren majestätischem Stamme selbst Adler horsten, und anderen trefflichen Bäumen; die schönblumige Königspalme (Yucca gloriossa) bildet aber die Befriedigungen (Zäune) der neuen Anlagen und Gärten. Jene Bäume werden häufig von einer Schmarotzerpflanze, dem langhaarigen Moose (Tillandsia Usneaoides) mit einander verbunden. Es hängt oftmahls, gleich den Schiffsflaggen vom Winde hin und her getrieben, von einem Zweige zu dem andern bis auf 15 Fuß herab. Ganze Wagenladungen fallen durch eigene Schwere und Stürme zur Erde. Frisch dient dieses Moos dem Viehe zum Futter; geröstet wie der Flachs und

wie-

wieder getrocknet, verarbeitet man aber daraus theils starke und sehr dauerhafte Taue, theils stopft man damit Matratzen, Polster, Stuhlküssen und Sättel; denn durch seine Elasticität erhält es fast den Werth des Pferdehaars.

Auch das Gewässer vermehrt hier den Reichthum der Flora. Die schwimmende Seeblume (Nymphaea Negumbo), vorzüglich aber die Muschelblume (Pistia Stratiotes) bilden grüne schwimmende Ebenen, große Inseln, die oftmahls fast eine halbe deutsche Meile in der Länge halten; und selbst oft ein geübtes Auge täuschen. Die dichte Verwickelung ihrer Wurzeln und Blätter dient zum Aufenthalte vielartiger Wasserthiere und Vögel. Krokodille (Alligator Lacerta), Fischottern, Schlangen, Frösche, Reiher, Dohlen, Raben, Brachvögel, suchen hier ihre Beute an Fischen oder Insecten. Die Schwärme der Tagesfliegen (Ephemerae) und anderer Wasser-Insecten, und selbst die Schaaren großer Fische übersteigen fast die Wahrscheinlichkeit. In den Uebergängen und Verbindungen der kleineren Seen zu und mit dem größeren Georgssee durch den Johannesfluß gewährte dem Naturalisten Bartram die Jagd der Krokodille auf die Lachsforellen ein schreckenvolles Schauspiel.

Ein völlig erwachsener Alligator oder amerikanischer Krokodill, sagt er, ist ein wahrhaft furchtbares Geschöpf, von größter Kraft und selbst bey einer Länge von 32 Fuß, bey einem Körper von der Stärke eines Pferdes, in seinem Elemente, dem Wasser, ein pfeilschnelles Thier. Den ganzen Körper macht ein Panzer von hornartigen Schuppen selbst für eine Büchsenkugel bis auf einige Stellen gerade hinter den Vorderbeinen, undurchdringlich. Sein Kopf, fast drey Fuß lang, erhält durch die großen aufgeblasenen Nasenlöcher, noch mehr aber durch zwey große starke Hauer, wie Elfenbein, welche über den Lefzen unbedeckt hervor stehen, ein gräßliches Ansehen. Schlägt das Thier die Kinnbacken zusammen, so tönt es, als stürzte ein schweres Holz gegen den Boden. Oftmahls schießt es plötzlich aus dem Schilfe hervor bis zur Mitte der Gewässer; schwellt sich auf; zieht Luft und Wasser in die weiten Nasenlöcher; schwingt den schuppigen Schwanz und stößt unter schrecklichem Geheule Rauch, Dampf und Wasser hoch in die Luft.

Von solchen Ungeheuern fand **Bartram** den Verbindungs-Canal des kleinen Sees zum Johannesflusse wie mit einer Brücke bedeckt. Sie drängten sich hier zusammen, um sich an dem zahl-

losen Zuge großer Lachsforellen zu weiden. Es war entsetzlich, sagt er, wie Tausende dieser großen Fische in ihren offenen Rachen zerquetscht wurden; wie sie den Würgern Augen und Lefzen mit den starken Schwänzen, während des Zerknirrschens, vergeblich schlugen, und wie die Ungeheuer heulend Blut und Dampf stromweise von sich stießen.

Eben dieser Gegend verdankt man denn auch die merkwürdige Nachricht über die Nester und über das Brüten und Erziehen des Alligators. Die Nester des amerikanischen Krokodills standen wie Heuschober, einem Lager gleich, auf 16 Schritt vom Ufer aufgestellt. Sie haben die Gestalt eines abgestumpften Kegels, von etwa 4 Fuß Höhe, am Grunde 5 Fuß im Durchmesser. Das weibliche Thier bedeckt die Erde mit einem Gemisch von Schlamm, Gras und Kräutern. Hierüber legt es eine Schicht Eyer, und darauf abermahls eine Schicht jenes Mörtels etwa 8 Zoll dick. So bauet es schichtweise fort bis zu der stumpfen Spitze der Pyramide. Das Ey selbst, wovon uns neulich die Blumbachschen Abbildungen naturhist. Gegenstände (7. Heft) eine schöne Zeichnung geliefert haben, war schon bey dem Krokodill der alten Welt für unverhältniß-

mäßig klein, gegen das daraus entspringende Thier, bekannt, denn es hält etwa über 3 Zoll, nach der größten Axe. Die Schale fand Bartram dick und weißlich von Farbe.

Die Mutter bewacht sorgfältig das Eyernest. So bald die junge Brut ausgekrochen ist, führt sie sie zum Ufer, wie die Henne ihre Küchlein. Sie sorgt fleißig für den Unterhalt der Jungen; legt sich mit ihnen in die Sonne, und diese geben alsdann ein Geheul von sich, wie kleine Hunde. Diese zuvor unbekannten Belehrungen erkaufte aber Bartram am Johannesflusse und seinen Seen mit vielen Gefahren. Mehrmahl war sein Boot auf dem See ganz von diesen Ungeheuern umgeben. Die stärksten und kühnsten suchten es umzustürzen, und wenn er sie gleich durch sein Feuergewehr und eine starke Keule davon abhielt, so war er dennoch in Gefahr des schrecklichsten Todes. Selbst auf dem Lande waren sie dreist genug, ihm seine Fische zu rauben.

Der Johannesfluß, oder vielmehr sein ganzes Gebieth, ist überhaupt reich an merkwürdigen Naturscenen. Unweit des von ihm gebildeten langen Sees findet sich eine starke Quelle von Mineral-Wasser. Es sprudelt mit vieler Gewalt hervor, und hat sich dadurch ein so großes Becken

geschaffen, daß mehrere Schaluppen darauf Platz fänden. Das Wasser selbst ist laulich; schmeckt unangenehm nach Vitriol, hat einen mephytischen Geruch, und belegt alles, was man hinein wirft, mit einer bläulichen Kruste. Dennoch ist es völlig durchsichtig, und was am meisten zu bewundern steht, dieß große Becken enthält einen Reichthum von eßbaren Fischen, nebst Alligatoren und dem räuberischen Hornfisch (Esox Bellone).

In diesen Gegenden findet sich außer den schon oben angezeigten Thieren auch der schwarze Wolf (Lupus niger). Er ist größer als ein starker Hund, völlig schwarz; nur das Weibchen ist mit einem weißen Flecken auf der Brust geziert.

Außer den vorhin genannten Vögeln sieht man hier mehrere Arten Kraniche, Brachvögel, Geyer (Vult. Aura und Vult. atratus) und gleichfalls den sonderbar gebildeten Schlangenvogel, der selbst den neuesten Systemen zu fehlen scheint. Es ist ein Taucher (Colymbus colubrinus cauda elongata; Snakebird, Bartram) mit einem sehr kleinen Kopfe und sehr dünnem aber unverhältnißmäßig ongem Halse. Diese obere Seite, der Bauch und die Schenkel sind schwarz. Die Brust milchweiß; der lange Schwanz ist schwarz mit Silberweiß punctirt. Sie ziehen während der

Tageshitze hoch in der Luft über die Gewässer hin, oder sie ruhen mit stets ausgebreitetem Schwanze in Gesellschaften auf den über dem Wasser hangenden Zweigen, wahrscheinlich um die zu fangenden Fische zu beobachten. Nähert man sich ihnen, dann lassen sie sich lothrecht wie todt ins Wasser herab fallen, und nur erst nach ein Paar Minuten zeigt sich der Kopf nebst dem ungewöhnlich langen Halse und höchstens die äußerste Spitze des Schwanzes über dem Wasser, hierdurch erhält das Thier das Ansehen einer Schlange. Viel Aehnliches hat sicher dieser sonderbare Taucher mit dem Ahinga (Plotus Abinga) von Brasilien, der gleichfalls seinen übermäßigen Hals zum schnellen Fangen der Fische plötzlich vorwärts zu schnellen vermag.

Dieser Theil von Florida ist aber eben wegen seiner vorzüglichen Producte in den neueren Zeiten von einer andern Seite merkwürdig worden. So bald nähmlich Spanien im Jahre 1762 Florida an England abtrat, suchte die englische Regierung den Anbau des Landes auf alle Art zu befördern. Die Lage und dortige Natur der Producte gaben ungezweifelte Aussichten zum Wein- und Seidenbau. Es bildete sich eine eigene Gesellschaft in London, welche beträchtliche Sum-

men anlegte, um eine Colonie Griechen und Minorcaner zum Anbau in Florida zu ermuntern.

Ein Dr. Turnbull, der da lange in Smyrna gelebt hatte, brachte durch di se Unterstützungen wirklich 1500 Griechen nach Florida. Sie legten gegen 16 deutsche Meilen südlich von Augustin am Musquito-Flusse, oberhalb des Caps Canaveral eine Pflanzstadt an, und gaben ihr den Nahmen Neu-Smyrna. Schon war eine Menge Land urbar gemacht; es gedeiheten die schönsten Früchte Griechenlands und Klein-Asiens; die Maulbeeren und die Trauben ließen sich trefflich an, als der Krieg der Freystaaten gegen das Mutterland ausbrach. Florida kam dadurch zuletzt wieder in Spaniens Hände; viele der Anbauer von Neu-Smyrna zerstreuten sich bey dieser unruhigen schwankenden Lage, und die schöne Colonie verlor den größten Theil ihrer Bewohner.

Sollte aber dereinst Florida mit Louisiana ein gleiches Glück genießen und den Freystaaten einverleibt werden, so sieht man schon zum voraus, zu was für einen Grad von Prosperität es gelangen könnte. Das Klima selbst ist nähmlich nicht ungesund, und die Austrocknung der Moräste, die weitere Urbarmachung fruchtbarer Rohr-

wiesen *) und Savannen würde die Güte des Klima's selbst noch erhöhen.

Denn daß auch die Westseite von Ost-Florida an und gegen den Golph von Mexico hin jener ersten ähnlich sieht, bezeugen die Bartramschen Beobachtungen dieser Gegenden. Hier fand dieser berühmte Botanist, den die dortigen Indianer stets Puc-Puggy, den Blumenjäger, nannten, nicht nur eben jenen Reichthum der Producte, sondern eben die sonderbaren Phänomene des Erdbodens.

Große Vertiefungen von lebenden Quellen ausgehöhlt, mit dem klarsten Wasser angefüllt und mit den trefflichsten Fischen, aber auch mit Alligatoren besetzt. Eine derselben, das Alligator-Loch (Alligator Hole) dient sogar regelmäßig den Seekühen (Trichechus Manati) zum Aufenthalte, und wird eben daher der Manati-Quell (Manati-Spring) benannt **). Die Indier schätzen das Thier so wohl wegen des trefflichen Elfenbeins seiner großen Hauzähne, als auch wegen seines eßbaren Fleisches sehr hoch. Die Umge-

*) Canebreak; m. s. den vorherg. Jahrgang.

**) M. s. nachmahls die Beschreibung des Manati und der Jagd desselben.

bungen dieses großen Wasserbeckens (Manati Spring) bestehen aus einer Hügelreihe, geziert mit den schönsten Hainen der größten Bäume, und durch das klare fischreichste Gewässer, durch die darauf schwimmenden kleinen Inseln der Wasserblumen wird das Ganze unter diesem sanften Klima ein wahres Nymphäum.

Solche Bassins bilden sich aber noch in unsern Zeiten dort plötzlich. Ein Engländer, der zu den Kribks des Handels wegen reisete, ward im Rücken durch ein mächtiges Rauschen, das dem eines Orkans glich, erschreckt. Er wendete sich um, und sah große Ströme aus der Erde hervor brechender Gewässer, die bald mit heftigster Erschütterung des Bodens eine weite Ebene überschwemmten. Viele Fuß hoch sprang das Wasser aus den neueröffneten Quellen, und schuf, nachdem ein starker Waldstrom mehrere Tage hindurch sich daraus ergossen hatte, jenes ungeheure tiefe Wasserbecken, dessen wir so eben unter dem Nahmen des Alligators-Hole erwähnten.

Das merkwürdige fruchtbare Florida ist indessen jetzt nur sehr schwach mit Einwohnern besetzt. Die vielen Grabhügel und Monumente, denen gleich, welche schon oben erwähnt sind, zeigen, daß die Ureinwohner von Florida vor-

mahls, da der Boden nur noch mit Waldungen und Savannen bedeckt war, es dennoch im Ganzen wohl besser bevölkerten.

Aber Spaniens Uebermaß von auswärtigen Besitzungen, seine geringe Achtsamkeit auf diejenigen, welche nicht gerade eine große Masse edler Metalle erzeugen, hat auch dieses herrliche Land bis jetzt für unser Geschlecht fast nutzlos gelassen.

Nach einigen Angaben sollten nur etwa 10000 Europäer dort leben. Die Original-Bewohner, da sie mit denen von Louisiana überein kommen, sind schon zuvor beschrieben *).

Uebrigens ist Florida nicht ganz ohne vorzügliche Mineralien. Es gibt dort Eisen, Kupfer, Vitriol-Salz und wahrscheinlich noch mehrere der weitverbreiteten Mineralien.

Die Einwohner von West-Florida treiben keinen ganz unbedeutenden Handel mit Cuba und andern Inseln des westindischen Archipels. Eine der beträchtlichsten indianischen Städte Talahasotshe, hat an dem Johannisflusse von West-Florida, der sich in den mexicanischen Meerbu-

*) M. s. in dem vorherg. Jahrgange die Nachrichten von den Krihks, Seminolen u. a. S. 196.

sen ergießt, eine hohe reitzende Lage. Die hiesigen Seminolen bauen Fahrzeuge, Canoes, welche oftmahls gegen 30 Mann halten. Hierin wagen sie es, so wohl nach Cuba, als selbst nach den Bahama-Inseln Peltereyen, gedörrte Fische, Wachs, Honig, Bärenfett und andere Landes-Producte gegen die dortigen Stapelwaaren zum Tausche hinüber zu führen. Wiederum treiben die Spanier von Cuba aus keinen unbedeutenden Handel nach der Mündung des St. Markusflusses und in der Bay Calos.

Als Florida noch unter brittischer Herrschaft stand, sandte die Hauptstadt Pensacola jährlich an Indigo, Reiß, Peltereyen, Fischen u. dgl. für 63000 Pf. Sterling, erhielt aber dagegen zurück für 97000 Pf. Sterling.

Der bessere Anbau jener beyden zuerst genannten Waaren, die so leicht zu bewerkstelligende Aufnahme der Baumwolle, des Weins, der Seide, der Cochenille, die ohnehin dort zu Hause ist, wohl auch des Cacao, würde aber bey freyem Handel und einer darauf aufmerksamen Regierung Florida bald zu einem blühenden Staate erheben, vorzüglich da es von vielen Seiten das Meer benutzen kann, und mehrere gute Häfen und Landungsplätze, besonders am mexicanischen Busen, besitzt.

Nur das Ansehen, in welchem v. Paw steht, entschuldiget es, daß wir Florida nicht verlassen, ohne wenigstens mit ein Paar Worten der Sage älterer Nachrichten von dem dort vorgefundenen Hermaphroditen zu erwähnen. Coreal, der dieses Land um das Jahr 1667 besuchte, hat zuletzt davon geredet. Er sagt indeß nur! es solle dort viele Hermaphroditen geben; ja er gesteht selbst, er glaube, diese als Weiber gekleidete Mannspersonen würden wohl nur wegen ihrer Feigheit mit dieser Kleidung gestraft. H. v. Paw nahm wohl deßwegen diese Sage von den Hermaphroditen für Gewißheit, weil er dadurch die Ausartung der Amerikaner noch deutlicher bewiesen zu finden wünschte.

Indeß ist es doch sehr merkwürdig, daß eine Expedition, welche der Vice-König von Mexico in den Jahren 1768-1770 nach den neumexicanischen Provinzen Sonora und Cinaloa unternehmen ließ, in dem höher nördlich liegenden Neu-Albion, etwa gegen den 34. Grad der Breite viele als Weiber gekleidete und gezierte Mannspersonen antraf. Besonders war dieß der Fall in den Ortschaften der an dieser Küste gelegenen Inseln des St. Barbara-Canals.

Die weiteren Entdeckungen mögen auch diese Sonderbarkeit aufklären.

Jetzt gehen wir zu grossen Ländern über, die da im Ganzen genommen weit unbekannter sind als Florida. Kein Naturalist hat sie bis zu Ende des 18. Jahrhunderts durchwandert, und das Wenige, welches wir mit einiger Bestimmtheit davon wissen, hat uns nur ein sie schnell durchlaufender, aber gültiger Augenzeuge erzählt.

Es ist hier die Rede von ungeheuren Ebenen, die sich Spanien unter dem Nahmen von

Neu - Mexico.

zugeeignet hat.

Die Länder, die dieser allgemeine Nahme befaßt, sind aber alle die vasten Landschaften jenseits des Flusses Adayes (des Gränzflusses von Louisiana) westlich und südwestlich gegen das eigentliche (alte) Mexico hin gelegen. Sie trugen vormahls und zum Theile noch jetzt die Nahmen Quivira, Teguaio, Pimeria, Sonora, Apacheria und ein Theil wird jetzt Neu-Navarra und Neu-Biscaya genannt. Die vier nördlichsten Provinzen Sonora, Cinaloa, Californien und Neu-Navarra machen jetzt eine von dem alten Mexico verschiedene Abtheilung unter jenen allgemeinen Nahmen aus.

Unsere Unkunde darüber ist um desto mehr zu

bewundern, da bereits 1560 der Missionär Marco di Niza bis zum 40. Breitengrade in Quivira, von Culiacan, zwischen dem 24. und 25. Breitengrade, aus vordrang, auch die Spanier seit dieser Zeit mehrere Presidios und Missionen unter den dortigen Wilden errichtet haben. Dieses große Gebieth von Nord-Amerika ist unter dem schönsten Himmel gelegen, hat in Westen den Meerbusen von Californien und das große Südmeer, in Osten den mexicanischen Golph zur Einfassung. Dabey wird es von vielen Flüssen, die sich in diesen Meeren endigen, durchschnitten, worunter der Rio Colorado im nördlichen Californien, und der Rio Norte oder Bravo, der unter dem 25. Grade der Breite sich ins mexicanische Meer ergießt, sehr große Ströme bilden.

Man darf fast mit Gewißheit annehmen, daß beyde ihren Ursprung nehmen aus dem großen Kettengebirge der kriegerischen Apaches und Taguas-Indier, welche etwas südlicher als Quivira unter Zelten wohnen, und sich, nach Laets Zeugnisse, in mehrere Völkerschaften des Nahmens Apaches theilen.

Einigen Karten zu Folge gehen jetzt die Missionen der Spanier am Rio Norte oder Bravo bis gegen den 38. Breitengrad hinauf, denn

in dieser Gegend soll St. Jeronimo für die Taos-Nation gelegen seyn, die neben den Apaches-Vaqueros wohnt.

Es ist abermahls der zu großen Anzahl der ausländischen Besitzungen zuzuschreiben, wenn Spanien solche Länder fast gänzlich unbenutzt und unbevölkert läßt. Denn außer ihrer trefflichen Lage und Bewässerung weiden auch auf ihren fruchtbaren Boden Tausende großer Quadrupeden.

Hierher rechnete schon der Pater Marco di Niza die zahlreichen Herden der Bisonten oder Buckelochsen, auch hin und wieder die sonst nördlicher lebenden Moschus-Ochsen (Bos Mochatus). Charlevoix sagt ausdrücklich, diese Bisonten leben in den südlichen und südwestlichen Theilen von Neu-Frankreich in solcher Menge, daß eine Gesellschaft von Jägern nie von ihrer Jagd zurück kömmt, ohne 1500 bis 2000 Ochsen erlegt zu haben. Ebenfalls findet sich hier in Quivira und den angränzenden Ländern das wilde Schaf, dem Marco di Niza zu Folge, ein großes flüchtiges Thier mit kurzem Schwanze (wie die Argali der alten Welt); ferner der Hirsch von Virginien, wahrscheinlich auch noch das Musthier nebst den meisten übrigen Quadrupeden von Louisiana.

Aber auch an Mineralien kann ein Land,

in welchem die reichen Gebirgsketten von Mexico fortgehen, nicht arm seyn. Und so wird wahrscheinlich das todte Fossil bald Leben und Handel in diese Wüsteneyen bringen. Robertson hat dieß aus einer bis jetzt nicht sehr bekannten spanischen Nachricht, die er, da sie in Madrid selbst selten sind, nur mühsam zu verschaffen wußte, dargethan.

Die Spanier, welche seit langer Zeit in Cinaloa und Sonora (Neu-Navarra) angesiedelt waren, wurden stets von den Indianern beunruhigt. Im Jahre 1765 litten sie hierdurch so sehr, daß der Vice-König von Mexico beschloß, durch ein ansehnliches Truppen-Corps diese wilden Nationen auf immer zu unterjochen. Diese militärische Expedition, welche nur erst im Jahre 1771 zum Vortheile der Spanier und gänzlicher Unterjochung der indischen Nation beendigt ward, gab Anlaß, daß viele bisher unbekannte Gegenden besucht wurden. Bey dieser Gelegenheit fand man bey Cineguilla in Sonora eine große Ebene, 14 Meilen im Umfange, in welcher man nur 6 Zoll tief graben durfte, um auf sehr ansehnliche Goldmassen zu stoßen, deren einige 9 Mark (4 1/2 Pfund) wogen. Sie waren dort so häufig, daß wenige Arbeiter in kurzer Zeit 1000 Mark Gold durch bloßes Aufwühlen des Erdreichs er-

zielten; ja die Nachrichten von dieser Mine bey Pecorato in Cinaloa bezeugen, daß dort eine Goldstufe von mehr als 16 Mark 4 Unzen (also über 8 Pfund) gefunden und für das Cabinett des Königs nach Madrid gesandt worden ist.

Gleich nach dieser Entdeckung (1771) haben sich in Cineguilla über 2000 Personen unter einem Magistrat nebst mehreren Geistlichen niedergelassen, und da bald darauf mehrere Minen entdeckt worden sind, so hat sich diese europäische Colonie ansehnlich vermehrt. Aber auch hierdurch ist für unsere Kenntniß dieser Länder, besonders der von Quivira und Primeria, nur wenig gewonnen.

Die Reise des D. Pages hat die wichtigsten Aufschlüsse über den östlichen Theil von Neu-Mexico gegeben. Dieser beherzte Franzose unternahm um die Mitte des Jahrs 1767, ohne alle Gefährten, von Louisiana aus nach Mexico eine Reise von fast 600 franz. Meilen quer durch eine ungeheure Strecke Landes, welches fast nur allein von Wilden bewohnt ist. Er wollte von dieser Hauptstadt Neu-Spaniens nach Acapulco, dem berühmten Hafen des Südmeers, gehen, um von dort mit den Manilla-Galioten über die Philippinen in die alte Welt zurück zu kehren. Die-

ses große und kühne Unternehmen führte er glücklich aus, und hatte durch seine Rückkehr ins Vaterland die Welt umreiset.

Der Theil seiner Reise, der da zu unserer Absicht gehört, ging in einer Pirogue von Neu-Orleans auf dem Mississipi fort, von dort auf den in diesen einmündenden rothen Fluß. Er eilte von den Natchitoches-Indiern zu die Adaissern, begleitet von einem einzigen Neger, fand aber bey den Indianern eine zwar dürftige, aber redliche Aufnahme. Die Spanier haben auch hier, jedoch sehr einzeln, Missionen und Presidios. Eine ihrer vorzüglichsten Nahrung kommt von indischem Korn. Aus dem Mehle desselben, Pynole genannt, backen die Indianer Tortillas, eine Art sehr dünner, auf Eisenblech gar gemachter Kuchen oder Fladen. Setzt man hierzu noch etwas an der Sonne gedörrtes Ochsenfleisch, so hat man den ganzen Proviant unseres Wanderers.

Die spanischen Soldaten verwildern mit der Zeit beynahe selbst. Diese Beschützer der Missionäre tragen eine Weste ohne Aermel, Beinkleider ohne Naht, die nur durch metallene Knöpfe zusammen halten, lederne Strümpfe und Schuhe, an welchen das Oberleder in Streife zerschnitten ist, um die Luft frey durchzulassen, beym Reiten

einen Mantel wie ein Meßgewand; aber weder Hut noch Hemd. Zu Pferde gleicht ihre ganze Rüstung der eines dürftigen Ritters der Vorzeit. Sie besteht in einem Harnische von Hirschfellen, einem Schilde, einem langen Haudegen und einem Carabiner; die Sporn ragen über einen halben Fuß hervor, und der Fuß ruhet in einem Steigbügel, der aus einem ungeheueren eisernen Kreutze besteht, das gegen 50 Pfund wiegt. Dieß ist ihr militärischer Aufzug, in welchem sie gegen die Mecos-Indianer zu Zeiten Streifzüge thun, oder die Herden ihrer wild gewordenen Pferde auffangen; übrigens bringen sie ihr Leben mit dem Spiele hin, erhalten täglich einen Piaster, und sind bey aller Dürftigkeit gastfrey.

Die spanischen Pflanzorte liegen aber hier selbst oft auf 250 franz. Meilen aus einander. Wildbret und eine Art kleiner, feiger Wölfe sieht man haufenweise in diesen unermeßlichen Wildnissen, die dennoch vom fruchtbarsten Erdreiche bedeckt sind.

Die Texas, wahrscheinlich die nach Andern so genannten Ticas, gleichfalls eine wandernde Nation, fand de Pages schön, groß, von nervigem edlen Bau und gutmüthig. Kühn auf ihren Jagden und gegen den Feind, reiten sie fast gänz-

lich nackt mit größter Festigkeit die wilden Pferde, und feuern auf das geschickteste im vollen Laufe ihr Gewehr ab. Man setzt hier auf sehr kleinen Flößen, die nur mit den Riemen der Pferde und Maulthiere zusammen gebunden sind, und durch einen guten Schwimmer fortbewegt werden, über die reissendsten Ströme. Das Land ist schön. In den Waldungen von Kastanien, so wie einer Art Mispeln und vielen anderen beträchtlichen Bäumen, zeiget sich gleichfalls jenes flaggenartige Moos (Tillandria Usnaoides), es wird von den Franzosen der Spanierbart genannt; auch findet sich dort der wilde Weinstock. Hier leben in großer Menge wilde Ochsen, Rehe, Bären, wilde Truthühner, Kraniche, nebst vielen anderen Vögeln; und die Unbekanntheit mit unserem boßhaften Geschlechte macht letztere so traulich, daß selbst weiße Reiher sich ruhig auf die Rücken der Lastthiere setzen.

In St. Antonio (gegen den 30. Breitengrad am Flusse Medina) findet man eine Colonie Spanier aus den canarischen Inseln. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht, haben oft mehr als 6000 Stück Vieh, Pferde, Maulthiere, Schafe und Kühe, die fast alle wild umher ziehen, und sodann durch Schlingen, die die Rei-

ter ihnen um die Beine werfen, eingefangen werden. Für ein Paar Schuh kauft man ein Pferd oder ein Maulthier.

Die hiesiegen Missionäre fangen auf ähnliche Weise mit Schlingen die Indianer selbst, führen sie in die Mission, behandeln sie milde, suchen sie zu bekehren, geben ihnen Weiber, und bilden auf die Weise aus ihnen friedfertige Christen.

Die bequemste Art, hier dem Reisenden das Nothwendige zu verschaffen, besteht darin, daß er Leinengeräthe zum Umtausch oder statt Geldes bey sich führt; und diese Indianer bezeigen in ihrem Verkehr Treue und Dienstwilligkeit.

Die weite Fläche von 80 Meilen von St. Antonio bis nach Lareda am Rio Bravo oder Grande, nach dem Missisipi der größte Strom des mexicanischen Busens, hält nur dornige Meskiten-Wälder und Cactus-Arten. Von Thieren finden sich hier Mephiten (Stinkthiere, Viverra Vulpecala oder Putorius) und der Aguti (Cavia Aguti), denn dieß ist wahrscheinlich das Thier, welches de Pages hier unter dem Nahmen Taconagge antraf, und dem Kaninchen der Gestalt und dem Geschmacke nach ähnlich fand; auch trifft man hier die Klapperschlange.

Nur erst nach einem gleich weiten Abstande

erreichte unser Reisende die erste spanische Stadt Sartillo. Er hatte die Bergwerke von Sierra und Laiguana zu seiner Linken gelassen, und war durch drey Dörfer der Indier gegangen, als er zu seiner Rechten den merkwürdigen Berg Caldera erblickte. Ein steiles, von allen Seiten wie senkrecht ausgehauenes Gebirg, zu dem nur ein einziger kaum zugänglicher Weg führt, hält auf der flachen abgestumpften Spitze eine schöne, fruchtbare, quellenreiche Ebene. Hierauf bringt man vieles Vieh zur Weide. Der Ertrag davon ist sehr einträglich, und ein einziges Haus, welches jenen Weg einnimmt, macht es den Thieren unmöglich, diesen fruchtbaren Park zu verlassen. Diese Gegend wird von mehreren kleinen Flüssen bewässert, sie sind, was merkwürdig ist, mit einander salzhaltig.

Sartillo, die erste spanische Stadt von dieser Seite her, ist gut gebauet, ziemlich groß und reinlich, hat breite Straßen, schöne Kirchen und öffentliche Plätze; sie ist mittelmäßig mit Spaniern und Indiern bevölkert. Dieser Ort dient zur Niederlage der rohen Producte jener wilden Länder, und die Indier tauschen hier gegen Fleisch, Pferde und Felle alles ein, was sie zur Kleidung

oder sonstigen Bedürfnissen des Lebens für nöthig halten.

Die Gärten der Stadt liefern Feigen, Trauben, Aepfel, ja die meisten Arten europäischer Früchte, und der Maguey gewährt reichlich ein starkes Getränk.

Der Maguey (Agave americana L. Hexandr. Monogynia) oder die amerikanische Agave, da sie in ihrem Vaterlande, im Mexicanischen, so stark und so vielartig benutzt wird, verdient hier einer genaueren Erwähnung.

Sie ist auch bey uns unter dem Nahmen der amerikanischen Aloe lange berühmt und auch hinreichend bekannt In Mexico dient diese schöne große Pflanze zu Befriedigungen und Zäunen; denn sie erreicht dort nicht nur eine sehr beträchtliche Höhe, sondern ihre stachlichten sechs Fuß langen Blätter bilden durch ihre Steifigkeit eine feste Schutzwand, während daß die schönen wohlriechenden gelben Blüthen drey Monath hindurch einen herrlichen Anblick gewähren. Dieß ist indeß nur einer ihrer minderen Vortheile. Man verfertigt nähmlich aus den wie Hanf gerösteten Blättern Fäden, Garn und Zwirn zu Kleidungsstücken. Der Botaniker Clusius sah davon in Madrid Hemden. Der starke Stängel der Blu-

me dient beym Baue indianischer Häuser als Balken und Sparren, die dürren Blätter als Schindel, und die Spitzen oder Stacheln statt der Nägel. Das Mark der frischen Blätter gibt gekocht eine schmackhafte Speise.

Sein wichtigstes Product aber ist das Getränk der Poulchre oder Pulque. Hat nähmlich die Agave eine beträchtliche Höhe, dann wird der Stamm da, wo er noch von Blättern umgeben ist, abgehauen. In der dadurch sich bildenden Höhlung fließt eine erstaunliche Masse süßer weißlicher Saft zusammen, und erzeugt ein geistiges Getränk, welches den Indianern den Wein ersetzt. Aus einer starken Agave erzielt man in 6 Monathen gegen zwey tausend Pfund Saft. Diesen schüttet man zur Gährung in einen eigenen Kübel, und setzt, um die Gährung zu befördern, ein Kraut, Ocpatli genannt, hinzu. Dieser Aloewein oder Pulque ist minder berauschend, harntreibend und dient als Heilmittel gegen heftige Diarrhöen. Es ist aber die Consumtion davon in der Hauptstadt erstaunlich groß. Im Jahre 1774 wurden 63 Millionen und 800,000 römische Pfunde verbraucht; und die jährliche Accise beträgt im Durchschnitte auf 300,000

Kro-

Kronen, dennoch wird sehr viel Pulque heimlich eingeführt.

In Sartillo gibt es nur sehr wenige Original-Spanier, auch ist ihr Colorit ein Gemisch von den Farben des Indiers und des Negers. Die hier angesessenen Indianer führen den Nahmen Trascaltegnas. Sie sind in eben dem hohen Grade thätig und arbeitsam, als die hiesigen Europäer faul; auch rühmt de Pages den Verstand und besonders die Redlichkeit einzelner Indier, im Gegensatze von den hiesigen Europäern. Westlich und südwestlich in den Provinzen Barras und Reyno erzielt man auch Wein und Cochenille, und der Hafen Tambuco erleichtert den Verkehr mit obigen Producten.

Auf dem Wege von Sartillo nach Mexico findet sich kaum in der Weite von 7 Meilen Quellwasser. Man kommt durch die Bergstadt Charcas und sodann zu den noch beträchtlichern Minen von St. Louis Potosi, (wohl von Potosi in Süd-Amerika zu unterscheiden.) Auch hier ist der Indier redlich und gutmüthig. Das Land selbst ist in Lehnsherrschaften vertheilt, deren Besitzer in schönen Schlössern wohnen, und große Einnahme aus dem fruchtbaren Boden erzielen. Es folgen weiterhin noch zwey Städte, St.

Miguel del Grande und St. Juan del Rio; erstere ist berühmt wegen ihrer Hut- und Tuch-Manufacturen; das Land umher bringt aber kein anderes Gehölz als große Cactus-Arten hervor.

Bereits seit dem Uebergang über den südlichen Theil des Rio del Norte ist man in dem alten Mexico, im eigentlichen Neu-Spanien, allein nach St. Juan del Rio beginnt der Theil der Bergkette, welcher das große Thal einschließt, worin Mexico gelegen ist, in welchem, wie man behauptet, vormahls 40 Städte und Dorfschaften enthalten waren.

Schon von den Höhen über Sartillo hinaus entdeckt man einen großen See, in dessen Mitte die Hauptstadt gelegen zu seyn scheint. Am Fuße des Gebirges stößt man auf eine sehr ansehnliche Ortschaft Nostra Senora di Guadalupe, und von hier läuft eine schöne Wasserleitung nebst einer trefflichen Chaussee 100 Fuß breit und eine franz. Meile lang zur Hauptstadt. Vier ähnliche Dämme führen dazu von den übrigen Richtungen her. Dem Reisenden, der von der Ostseite von Vera Cruz nach der Hauptstadt geht, ist aber die Ansicht nicht minder schön. Bereits 40 franz. Meilen von ihr bey Perotte bilden, dem Astronomen Chappe zu Folge, die rauhen Gebirge da-

durch, daß sie sich einander bald nähern, bald wieder von einander entfernen, ansehnliche reizende Thäler, und ein guter Weg führt mitten durch sie zur Metropole.

Zehn Meilen (lieues) weiter kommt man nach St. Yago, welches sich nur zwey Meilen von dem berühmten Pic von Orizava befindet. Chappe fand diesen stets mit Schnee gedeckten Vulkan dem Pic von Teneriffa sehr ähnlich. Die Indianer nennen ihn Sitlatepetl, weil ihn die leuchtenden Ausdünstungen seines Kraters einem untergehenden Sterne in der Ferne ähnlich erscheinen lassen. Er ward bis dahin für den höchsten der mexicanischen Berge gehalten. Aber Herr v. Humbold, dessen seltene Talente und Kenntniße, vereint mit dem glühendsten Eifer für die Wissenschaften, die Naturkunde in wenigen Jahren vielleicht um ein halbes Jahrhundert vorwärts gerückt haben, maß diesen Vulkan trigonometrisch, und fand ihn dennoch niedriger, als den zuvor erwähnten Vulkan Popocatepec.

Mexico, die Hauptstadt von Anahuac, so hieß dieses Reich, als, vormahls noch hauptsächlich auf das Thal von Mexico beschränkt, seine vornehmsten Städte auf kleinen Inseln oder nahe

E 2

am Wasser gelegen waren, ist jetzt eine der vorzüglichsten Städte der Welt.

Die Einfassung dieses großen Thals durch das hohe Gebirge, und besonders die beyden Seen nebst der großen Stadt gewähren einen äußerst interessanten Anblick. Die Seen von Chalco und Tezcuco bilden gleichsam mit einander ein Hufeisen. Beyde hangen vermittelst eines natürlichen Canals unter einander zusammen. Sie hatten vormahls einen größern Umgang; Clavigero setzt ihn auf 90 Meilen; allein da man in neueren Zeiten zur Verhüthung der Ueberschwemmungen das Gebirge Sincoq mit dem großen Aufwande von 6 Millionen Piastern durchbohrte, haben sie abgenommen.

Die geographische Lage der Hauptstadt ist nur erst in unsern Tagen richtig bestimmt. Ihre Breite ist schon zuvor angegeben. Die Länge vom Meridian von Paris hatte man noch vor wenigen Jahren auf 102° 25′ 45″ westl. bestimmt; die neuesten Messungen ändern sie auf 101° 21′ 55″ ab.

Bey dieser Gelegenheit verdient es wohl für die Fortschritte der Geographie bemerkt zu werden, daß die Beobachtung des Durchgangs der

Venus in Californien am dritten Junius 1769 zu einem wichtigen Resultate geführt hat.

Der berühmte Chappe d'Auteroche ging in diesem Jahre über Mexico nach Californien, um dort den Durchgang zu beobachten. Er ward zwar ein Märterer seines Eifers für die Astronomie, allein die Erdkunde war glücklich genug, von ihm eine der lehrreichsten Observationen kurz vor seiner tödtlichen Krankheit beendigt zu sehen, Dieß war die genaue Bestimmung der Länge von St. Joseph auf Californien. Sie war bis dahin zu 115° 14′ westlich von Paris angenommen; Chappe bestimmte sie zu 112° 2′ 30″; also 11 1/2 Min. über drey ganze Grade minder.

Um so viel ward hierdurch Californien, mithin Amerika selbst auf den Karten an Europa näher hinan gerückt. Wie wichtig ist die Aufdeckung eines solchen Fehlers für die Nautik! Wie manches Schiff mag bereits, durch jene unrichtige Angabe verleitet, von Californiens Küsten sich viele Meilen entfernt geglaubt haben, während es bereits dort an den Felsen und Riffen scheiterte! Selbst der Handlung liegt mithin sehr an der Vervollkommnung der astronomischen Erdkunde; doch wir kehren jetzt zu der Hauptstadt von Mexico zurück.

Sie ist längs des Sees erbauet, von vielen Canälen durchschnitten und die Häuser ruhen auf Pfahlwerk. Die breiten schnurgeraden Gassen, die sich fast alle rechtwinklicht durchschneiden, die trefflichen Alleen, das milde Klima, die großen Seen, die Umgebung von einer großen Menge indianischer Dörfer und von jenen majestätischen Schneegebirgen; alles dieß zusammen genommen macht sie zu einer der merkwürdigsten und schönsten Städte der Erde.

Dabey ist die Bevölkerung beträchtlich, sie steigt auf 150000 Menschen; die Häuser sind gut gebaut und alle numerirt, die Kirchen sind schön. Außer dem Pallast des Vice-Königs (Virrey) verdient besonders die hiesige Münze bemerkt zu werden. Man soll darin jährlich gegen 14 Millionen Piaster ausmünzen!

Freylich hat hier lange die Inquisition barbarisch gehauset; denn Chappe erwähnt noch 1769 des Quemaderos, d. i. des Orts, worin die Juden verbrannt wurden. Innerhalb vier Mauern hat man Oefen angelegt, welche von unten geheitzt werden, und worauf sodann diese Unglücklichen zum Verbrennen lebendig geworfen wurden. Indeß wird die zunehmende Cultur auch wohl diesem Unsinne ein Ende machen. Denn

jetzt verbreiten schätzbare scientifische Anstalten die vielfachsten Kenntnisse. So findet sich hier ein botanischer Garten, und eine eigene Anstalt zum Studium mexicanischer Pflanzen ist, Herrn von Humbolds Nachrichten zu Folge, mit den trefflichsten Zeichnern versehen; eine Bergschule, die der berühmte Mineraloge d'Elhuar schuf; die Mahler-, Kupferstecher- und Bildhauer-Akademie, und de Pages behauptet, daß die Indier sich mit dem glücklichsten Erfolge der Mahlerey und Bildhauerkunst widmen.

Außer einer spanischen Comödie gehören hier hohes Spiel, Wetten bey Hahnenkämpfen und Stiergefechten zu den Vergnügungen der Einwohner. Der Luxus ist bey den Reichen so übertrieben, daß das Silber selbst zum Beschlagen der Pferde und der Kutschenräder verwendet wird. Die Bedürfnisse des Lebens sind aber unter diesem schönen Himmel wohlfeil; der thätige Indier führt sie zu einem geringen Preise auf 200 Meilen weit zur Stadt. Nur fremde Kleidungsstücke sind kostbar. Vorzüglich zeigt sich die Pracht in Gold- und Silberarbeit, und am Tage der Gedächtnißfeyer der Eroberung von Mexico stellt jede Privat-Person seine kostbarsten Meublen vor dem Hause zur Schau. Am meisten sind aber die

edlen Metalle und Steine in den vielen Kirchen verschwendet, deren Mexico nach Einigen 29 zählt, ohne die der 40 Klöster. So hält z. B. die Cathedral-Kirche eine einzige Lampe von massivem Silber, in welcher drey Menschen zum Reinigen auf ein Mahl Platz haben; die Löwenköpfe und ähnliche äußere Verzierungen sind daran von dichtem Golde.

Neben diesem ungeheueren Luxus sieht man denn freylich auch die bitterste Armuth in den niedern Ständen, und mit ihr zeiget sich Ausschweifung aller Art im höchsten Maße.

Unter die angenehmsten Merkwürdigkeiten von Mexico gehören unstreitig die schwimmenden Gärten. Nur die Natur selbst konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug zugestehen. Sie nahmen bereits in den dürftigsten Zeiten ihren Ursprung. Als nähmlich die Mexicaner zu Anfange des 14ten Jahrhunderts von den Völkern aus Colhuan und Tepanecan unterjocht und auf ihren See eingeschränkt, fast ohne Land, sich gezwungen sahen, sich künstliches Ackerland zum Unterhalt zu verschaffen. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen flocht man zu einer großen Hürde, verband sie noch dichter durch leichtes Gesträuch, und bedeckte die-

ses alles mit fruchtbarem Erdreiche. So übergab man dieß Ganze dem Wasser, bepflanzt mit Mais, großem Pfeffer und Küchenkräutern. Dieß waren die ersten Felder, welche auf dem See schwimmend dem Mexicaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als in der Folge Mexico mächtig und groß ward, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten. In dieser Gestalt, sagt Clavigero, dienen sie noch jetzt den Reicheren zum Vergnügen. Mit den wohlriechendsten, schönsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieser Art haben in ihrer Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen und Sturm zu schützen.

Will der Eigenthümer, der Chinampa, sie fortbewegen, dann wirft er sich oft nur allein, oder wenn die Masse zu groß ist, mit mehreren in ein kleines Both, und fährt den Garten dahin, wo es ihm gefällt. Täglich kommen eine große Anzahl Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen sind, durch den Canal in die Stadt zu Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf die-

sem fruchtbaren, stets hinreichend befeuchteten Boden unter dem milden Himmel.

Unter mehreren beträchtlichen Städten und Ortschaften Neu-Spaniens sey es erlaubt, nur auf einige besonders achtsam zu machen. So ist z. B. das ansehnliche Puebla de los Angelos (Engelsburg) als der Mittelpunct des Kunstfleißes anzusehen. Hier finden sich eine Glashütte, Fayence-, Gewehr-, Tuch- und Baumwollen-Fabriken, auch verfertigt man Tressen und Stickereyen.

Guanaxuato ist bey seiner beträchtlichen Bevölkerung von 50000 Menschen als Bergstadt berühmt. Sie liegt in einem engen Kessel, und ihre Bergwerke sind weit reicher, als die vom südlichern Potosi.

Guatimala, die Hauptstadt der gleichnahmigen Provinz, verdient wegen seiner Lage und Schicksale bemerkt zu werden. Zwey Berge, wovon der eine noch jetzt ein Vulkan ist, der andere aber wahrscheinlich gleichfalls vormahls Feuer auswarf, machen Guatimala eben so unsicher als merkwürdig. Schon in den frühesten Zeiten stürzte Guatimala durch die Erschütterung der Vulkane zusammen. Gage bezeugt (im Jahre 1630), daß bereits 1534 die Lage der Stadt wegen ei-

ner Erschütterung habe müssen verändert werden, und daß man seit dieser Zeit das höher bergan gebauete Guatimala die neue Stadt nenne. Damahls soll das eine Gebirge, welches jetzt so ruhig und schön begrünt dasteht, einen großen Strom von Wasser ausgespien haben. Jetzt nenne man ihn, aber nicht wegen des von ihm ausgeworfenen Wasserstromes, sondern wegen der vielen aus ihm entspringenden Quellen und Bäche, den Wasserberg, im Gegensatze von dem andern, den man wegen der häufigen Ausbrüche von Dampf, Feuer und Lava, den Feuerberg benennt. Indeß scheint diese Stadt ein ähnliches Schicksal mit einigen Städten am Aetna und Vesuv zu haben; denn die Veränderungen durch den Vulkan dauern bis auf unsere Zeiten fort. Am 7. Junius des Jahrs 1773 ward die Stadt fast gänzlich vom Erdbeben verschlungen; 8000 Familien wurden davon ein Opfer; dennoch hat man seitdem ein neues Guatimala in einem geringen Abstande von dem ehemahligen erbauet, und die Volksmenge ist auch darin bereits beträchtlich.

Ueberhaupt ist aber Neu-Spanien reich an Vulkanen, und stets den Erdbeben ausgesetzt.

Clavigero zählt fünf lebendige Feuerberge, ohne

die der südlichern Provinzen darunter zu rechnen; und wir dürfen jetzt den gültigsten Aufklärungen hierüber entgegen sehen, da unser berühmte Landsmann von Humbold auch diese Phänomene zu einem vorzüglichen Gegenstand seines Forschungsgeistes gemacht hat.

Außer den zuvor bereits benannten Vulkanen ist aber unstreitig der Berg Yurujo, in den Ebenen gleichen Nahmens gegen das Südmeer hin, unweit Guanato, in der Provinz Mechocoan, einer der außerordentlichsten. Man sah dort vormahls nur einen kleinen Hügel unweit einer Zücker-Plantage. In einer einzigen Nacht, dem Clavigero zu Folge, den 29. September 1760, geschah unter dem heftigsten Erdbeben der stärkste vulkanische Ausbruch. Die Plantage und das Dorf Guacana wurden mit Asche und Lava bedeckt; es erhob sich aber zugleich in dieser einzigen Nacht ein Vulkan von 1494 Fuß lothrechter Höhe aus dem Grunde. Herr von Humbold bemerkte daran noch jetzt mehr als 2000 dampfende Oeffnungen. Hier zeigte sich also ein Phänomen, das zwar der Entstehung des Monte nuovo in unserer Hemisphäre ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bey uns die Natur die doppelte Zeit gebrauchte, um ein weit kleineres Gebirge hervor gehen zu lassen.

Wahrscheinlich gehört zu obigen Phänomenen die berühmte Ponte di Dio oder Gottesbrücke, etwa 100 Meilen südöstlich von der Hauptstadt bey dem Dorfe Mol-Caxac. Vermuthlich riß ein Erdbeben eine große Masse eines benachbarten Gebirges fort, und warf es dort zufällig über den tiefen Fluß Atoyague. Hier dient es jetzt zu einer starken Brücke, worüber Kutschen und andere Wagen sicher hinüber fahren.

Einige Häfen und Landungsplätze, die da in Rücksicht des Handels dieses reichen Landes am wichtigsten sind, mögen die Bemerkungen über verschiedene ausgezeichnete Ortschaften von Neu-Spanien beschließen.

Für den Golph von Mexico zeigt sich hier vorzugsweise als Handelsplatz Vera Cruz. Dieser Ort verdankt, wie dieß bereits zuvor angeführt ist, sein Daseyn dem Eroberer von Mexico. Allein das heutige Vera Cruz ist nicht mehr auf dem ersten Flecke der Erbauung. Es heißt daher auch eigentlich das neue Vera Cruz, und liegt unter 19° 11′ 52″ Br. und 98° 21′ 45″ westl. von Paris.

Der Hafen hat nördlich unfruchtbaren beweglichen Sand und westlich ungesunde Moräste. Er ist zugleich den heftigsten Windstößen aus Nor-

den ausgesetzt und eben daher unsicher. Dabey zeigt sich längst der Küste von Vera Cruz eine sehr beträchtliche Menge großer Baumstämme, welche von dem Missisipi in den mexicanischen Meerbusen geschwemmt, durch den berühmten Strom von Bohama getrieben, sich hier in dem Sande festsetzen. Dieser Hafen wird nur durch zwey Bastionen beschützt; allein zur Vertheidigung der Stadt liegt 400 Toisen von der Stadt auf einer kleinen Insel das Fort St. Johann d'Ulloa.

Die Stadt selbst leidet sehr von den unfruchtbaren Umgebungen; denn die Winde, welche über die nördliche dürre Sandwüste nach Mexico hinwehen, erzeugen oftmahls solche Sandwirbel, daß alle Häuser davon bedeckt werden und das Athmen erschweren, dabey ist dieser Sand mit vielem trockenen Salze vermengt.

Vera Cruz hält etwa 700 Toisen im größten Durchmesser, alle Häuser seiner geraden Straßen sind von guten Steinen erbaut, allein, die Kirchen ausgenommen, so ist das Uebrige der Stadt selbst nur schlecht gebauet.

Die Einwohner, ihre gesammte Anzahl steigt nur auf 8000, schildert Menonville als indolent und besonders bey ihren, durch den Handel erworbenen, großen Reichthümern stolz.

Es gab damahls (1777) in der kleinen Stadt Vera Cruz acht Häuser, jedes zu einer Million Piaster.

Das Frauenzimmer lebt zwar sehr eingezogen, trägt aber bey einem einfachen Anzuge sehr viel Gold und Juwelen und soll der Galanterie dabey sehr ergeben seyn.

Die Vergnügungen sind hier beschränkt. Die Zusammenkunft auf der Neogorey, einer Art von Kaffehhause, und die Nachahmung der Stiergefechte für die geringere Volksclasse wechseln mit den bizarresten, lächerlichsten Processionen und Umherziehen einzelner Büßenden ab.

Vera Cruz ist aber der wichtigste Handelsplatz von dem ganzen spanischen Amerika. Es ist, so drückt sich ein Engländer darüber aus, das natürliche Centrum der Schätze von Amerika, das Magazin der gesammten Masse aller Producte, die von Neu-Spanien ausgehen, und aller Waaren, die Europa dagegen liefert: und da es gleichfalls über Mexico von Acapulco die Producte der Philippinen erhält, so vereinigt es gleichsam alle drey Welttheile. Vorzüglich lebhaft ist der Hafen alle zwey Jahr, wenn die spanische Flotte (Flota) hier die aus Cadix kommenden europäischen Waaren absetzt, und dafür Gold, Sil-

ser, Cochenille, Häute, Vanille, Indigo, Jalappa und andere Producte dieser reichen Gegend nach Spanien zurück führt.

Von Vera Cruz gehen sodann die Waaren aus Europa zu Lande zum weiteren Vertheilen durch ganz Mexico nach Xalapa. Diese kleine Stadt, welche sich an einen Berg lehnt, ist ziemlich gut und massiv gebauet. Im März wird nach der Ankunft jener spanischen Kauffartheyflotte alle zwey Jahr hier eine Hauptmesse für ganz Neu-Spanien gehalten; und alle Waaren, welche für die Hauptstadt bestimmt sind, werden auf einer guten Chaussee über das Gebirge dorthin geführt. Mexico zahlt das Meiste in gemünztem Silber, denn ungemünzt darf nichts ausgeführt werden. Es ist hierbey sonderbar genug, daß die Verletzung des Münz-Reglements mit dem Tode bestraft wird, da man dagegen den Mörder nur in das Gefängniß wirft!

Ein zweyter Handelsplatz am mexicanischen Meerbusen führt mit der so merkwürdigen großen Küste und dem daran stoßenden Busen selbst gleichen Nahmen. Dieß ist Campeche, oder wie es bestimmter heißt, St. Franzisco di Campeche. Die Stadt, obgleich von Steinen erbauet und mit geraden Straßen versehen, ist dennoch un-

bedeutend. Sie hat etwa 600 Toisen im Quadrat; ein Tausend Indianer bewohnen ein Pueblo oder Dorf als Vorstadt; die Stadt selbst hält aber gegen 3000 Menschen, die Besatzung mit einbegriffen. Es ist unbegreiflich, wie auf einem Handelsplatze das Geld so rar seyn kann, daß man sich sogar der Cacaobohnen statt der Münze bedienen muß.

Diese ganze Küste ist dann bekanntlich wegen des trefflichen Färbe-Materials, des Blau- oder Campeche-Holzes, welches dort in großer Menge wächst, so berühmt; von den Engländern wird es Logwood genannt.

Die ansehnlich vertiefte Campeche-Bay, der Stapelort des Blauholzes, nimmt ihren Anfang beym Cap Conducedo (21° Br.) und läuft bis zum bergig hervor ragenden Cap St. Martin, etwa 120 Meilen weit fort. Der Boden ist sandig und an übrigen Gewächsen unfruchtbar; doch findet man dort gutes Wasser, und unweit des Meeres einen gesalzenen Teich. Das Salz schießt durch die Sonne an, und die Indianer häufen dann große Salzstücke pyramidenförmig auf, bedecken sie mit Gras, zünden dieß an und erzeugen hierdurch eine so feste Rinde, daß sie dem Regen widersteht.

Der Baum des Bauholzes macht ein eigenes Geschlecht beym Linné unter den Decandr. Monogan. Er nennt ihn Haematoxylon (Blutholz) Campechianum. Er wird nur etwa 16 bis 20 Fuß hoch, der Stamm ist gewöhnlich krumm und mißgestaltet, selten dicker als ein Mannsschenkel; die Zweige sind unregelmäßig und mit Stacheln besetzt, die gefiederten Blätter bestehen aus 2 bis 4 Paar kleinen eyrunden, gezähnten Lappen. Die Blumen sind blaßgelblich und wachsen traubenförmig, sie haben einen purpurrothen Kelch, und dieser sowohl als die Krone besteht aus 5 Blättchen.

Den wohlriechenden Blumen folgen als Früchte länglichte Hülsen oder Schoten, welche zwey bis drey nierenförmige Samen enthalten.

Der Nutzen des Baumes ist dreyfach. Das Blatt dient als Arzeneykraut zu Vomentationen, auch erwärmt es den Magen, und bewirkt die Secretionen, wie das Malabatrum.

Die Frucht, der Kern oder Samen ist gewürzartig. Lemery glaubte, die Gewürzhändler verkauften es unter dem Nahmen des Wunderpfeffers. Die Franzosen sollen diese Eigenschaft zuerst benutzt haben, und jener französische Arzt behauptet: es vereinige in sich beynahe die Kräfte

des Zimmts, der Muscatnuß und der Gewürznelke; ihm zu Folge ist es im hohen Grade stärkend und erfrischend.

Indeß scheint es, daß die Beschreibung, welche Lemery von dieser Frucht gibt, nicht mit der obigen Beschreibung der Kerne des wahren Campeche-Holzes paßt; hätte sich doch Linné selbst Anfangs getäuscht, und die Cäsalpinia Sappan für das wahre Färbeholz gehalten. Indeß ist dennoch stets der Same des wahren Campeche-Holzes aromatisch und stärkend.

Der dritte, der Hauptnutzen, und hierin kommen alle Nachrichten überein, gehört dann dem Holze selbst. Dieses hat, so bald es alt genug ist, eine so stark färbende Eigenschaft, daß es das Wasser, worin es eine Zeit lang gelegen, in eine brauchbare Dinte umschafft. Durch die Färbekunst wird es aber ein Hauptstoff zum schönsten Blau (z. B. Königsblau), violett, roth und purpurfarben, je nachdem die Wolle zuvor mit andern Ingredienzen und Beitzen, z. B. mit Alaun, Weinstein, Zinn- und Wißmuth-Auflösungen u. dgl. vorbereitet ist.

Dieser hohe Werth und die große Menge, welche die Natur an den Küsten von Campeche und Honduras darbiethet, ist dann die Ursache,

daß diese Holzart mehr als einmahl blutige Zwistigkeiten, besonders seit dem Jahre 1670, unter den beyden großen Handels-Nationen, den Engländern und Spaniern, veranlaßt hat. Der Ursprung eigener englischer Etablissements an jenen Küsten ward auf folgende Art veranlaßt:

Als die Engländer 1655 unter Cromwell Herren von Jamaica geworden waren, kreutzten in den damahligen Kriegen mehrere englische Kaper längst diesen spanischen Küsten. Ein gewisser Capitän James nahm einstens einen großen spanischen Kauffahrer, der nur allein mit Blauholz beladen war. Er führte seine Prise nebst ihrem Holze zum Verkaufe nach London, und war nicht unangenehm in Verwunderung gesetzt, da er das Holz zu einem so hohen Preise bezahlt erhielt. Dieß machte die übrigen englischen Kaper aufmerksam. Man errichtete eigene Etablissements zum Holzfällen an der Küste von Honduras, besonders an der Mündung des Flusses Balese oder Balize *), man erbauete eigene Forts, diesen Handel

*) Die beyden Küsten, die von Campeche und Honduras, so wie dieser Fluß Balize, finden sich auf der Karte von Westindien im zweyten Jahrgange dieses Taschenbuchs.

gehörig zu betreiben und zu schützen. Bald stieg hier die Anzahl der englischen Colonisten auf 1700 Holzfäller, und ihr Hauptort nannte sich Triste, auf der Insel dieses Nahmens in der Bay von Campeche selbst. Auch ward dieß Unternehmen so einträglich, daß einzelne Holzfäller sich ein Vermögen von 30000 Pf. Sterling erwarben.

Die englische Regierung ward indeß von diesen Colonisten beschuldigt, sie nicht hinreichend gehägt und geschützt zu haben, da sie doch bewiesen, daß seit ihrer Ansiedelung der Handel in den Jahren 1713 bis 1716 jährlich auf 60000 Pf. Sterling betragen habe, obgleich daneben zum Vortheile der Färbereyen der Preis der Tonne Blauholz von 40 Pf. Sterl. bis auf 16 Pf. Sterl. herab gebracht sey. Hieraus erheller, wenigstens zum Theil, die Wichtigkeit dieses Handels, obgleich ich keine Bestimmung des Verkehrs, den die Spanier damit machen, habe auffinden können.

Nach vielfältigen Zwistigkeiten und Veränderungen in den Tractaten zwischen den englischen und spanischen Regierungen haben nun die Engländer nur die Erlaubniß, dort Holz fällen zu dürfen.

Im Vorbeygehen darf hier der zunächst an der Campeche-Bay nahe gelegenen Landschaft Ta-

Vasco erinnert werden. Sie war die Küste, woselbst die Europäer jenes stinkende, jetzt so wichtige Kraut, den Tabak kennen lernten. Hiervon trägt er noch jetzt den Nahmen.

An dem diesen Busen gegenüber liegenden Meere, welches in Westen Neu-Spanien bespült, an dem großen Südmeere biethet sich uns ein für den Handel sehr merkwürdiger Ort dar, nähmlich Acapulco. Dieser Ort (er liegt unter 17° nördl. Br. und 102° 19′30″ Länge von Paris) ist von Natur zu einem wichtigen Hafen gebildet; es scheint, Hrn. v. Humbold zu Folge, sein schönes Bassin wie in Granitfelsen gehauen zu seyn; auch übertrifft er alle übrige spanische Häfen längst dieser Küste. Mehrere hundert Schiffe liegen darin sicher und bequem neben einander.

Die Stadt, welche an seiner Nordwestseite gelegen ist, hat an dem einen Ende eine Plattform mit vielen Kanonen und an der Ostseite ein starkes Fort zur Vertheidigung.

Uebrigens ist Acapulco vielmehr ein Flecken zu nennen, als eine Stadt; sie ist schlecht gebauet und hat sehr unfruchtbaren Boden. In ihrem Hintergrunde ist sie fast ringsumher mit Gebirgen umgeben, worunter es mehrere Vulkane

gibt. Hierdurch erzeugen sich dann häufig Erdbeben; de Pages erfuhr während der wenigen Tage seines dortigen Aufenthalts drey Erderschütterungen. Die Bevölkerung ist geringe; sie besteht fast lediglich aus Negern. Ob sich gleich auch an dieser Küste schöne Perlen wie an der von Californien finden, so hat dieß dennoch die Spanier noch weniger in Bewegung zu setzen vermocht, als dort.

Freylich können so mühsam und so spärlich zu erwerbende Schätze nicht leicht Menschen reitzen, die oftmahls sehr viele Millionen vor ihren Augen zusammen gehäuft sehen. Ein solches Schauspiel gewährt allerdings die berühmte Messe in Acapulco zur Zeit des merkwürdigen Austausches der Reichthümer beyder Welten.

Im December, oder auch einige Wochen später bringt nähmlich die große Manilla-Galiote, von 1000 bis 1200 Tonnen, zu Zeiten begleitet von einer Fregatte, die 20 bis 30 Kanonen führt, die Waaren der Philippinen und anderer Theile Ostindiens in diesen Hafen ein. Die Ladung besteht hauptsächlich in ostindischen Gewürzen, ferner in Bezoar, Ambra, Moschus, orientalischen Perlen, vielen Arten ostindischer Baumwollenwaaren, seidenen Zeugen, Goldstaub und Gold-

stangen. Der Betrag beläuft sich weit über hundert tausend Pfund Sterling.

Diese Schiff-Fahrt von Manilla aus quer über das Südmeer ist langwierig und oft aus Unkunde gefährlich. Man landet höchstens auf einer der Ladronen, und segelt sodann gegen 3000 Seemeilen (leagues) durch den offenen großen Ocean.

Dafür gewinnen denn auch die spanischen Seeleute erstaunlich. Man rechnet, daß dem Schiffs-Capitän der Gallione 40,000 Piaster; dem Steuermann die Hälfte, und so herab bis auf den simplen Matrosen bey einer solchen Hin- und Herfahrt, zu Theil werden; letzterer soll sogar bis auf 1000 Piaster gewinnen.

Etwa gegen eben die Landungszeit der Gallione trifft auch gewöhnlich das jährliche Schiff von Lima im Hafen von Acapulco ein. Es führt an Silber auf 2 Millionen Piaster, außer dem vielen Quecksilber, Cacao und andern Producten von Peru, wovon wir nachmahls Verschiedenes besonders zu erwähnen Gelegenheit haben werden. Ueberdieß kommen noch mehrere einzelne stark beladene Kauffahrer aus Peru und Chili zu selbiger Zeit hier zusammen, um theils ostindische, theils europäische Waaren einzuhandeln.

So entsteht mithin in diesem elenden Flecken ei-

eine Messe, wie sie schwerlich in irgend einer der größten Handelsstädte der Welt vorhanden ist. Sie dauert gegen 4 ganzer Wochen; und nach ihrer Beendigung segelt die Gallione weit schneller nach Manilla, weil sie auf einer großen Strecke der Rückreise mit stetigen Winden segelt. Ihre Ladung ist oftmahls 6 Millionen Thaler an edlen Metallen nebst einem geringen Werthe an sonstigen Producten der neuen Welt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die mit Spanien im Kriege verwickelten Seemächte auf so reiche Ladungen ein strenges Auge haben, und daß es ihnen, z. B. den Engländern, nicht sehr schwer werden kann, sich so überladener, großer, übelmanövrirender Schiffe zu bemächtigen *).

Die nach Europa bestimmten Waaren der Philippinen und der Provinzen von Süd-Amerika gehen sodann über Mexico zu Lande nach Vera Cruz, während daß die Schiffe von Lima und den übrigen Seestädten von Süd-Amerika die Güter von Europa und Asien schneller in ihr Vaterland führen. Gleich nach dem Ende dieses erstaunlichen Jahrmarkts wird Acapulco wiederum leer, und sinkt zu einem dürftigen Städtchen herab.

*) M. s. hierüber Ansons Leben im 1. Jahrgange dieses Taschenbuches S. 321 u. f.

Dieß wird hinreichen, um einen Ueberblick von der temporären Wichtigkeit dieses Handelsorts und von der Größe des dortigen Handels selbst zu geben.

Jetzt ist es noch übrig, die Producte der organisirten Natur von Neu-Spanien selbst im Allgemeinen näher kennen zu lernen, denn sie sind es hauptsächlich, welche diesen erstaunlichen Umsatz und diesen großen Verkehr mehrerer Welttheile unter einander bewirken.

Schon der Himmelsstrich, unter welchem Neu-Spanien gelegen ist, sagt uns, daß hier fast alle Producte Westindiens zu Hause seyn werden, und daß es nicht schwer fallen könne, mehrere Naturgaben der heißen Zone der alten Welt hierselbst einheimisch zu machen.

Befremdend mußte es allerdings den Spaniern bey ihrem ersten Eintritt in diese Länder seyn, wenn sie, die bereits Afrika und Ostindien kannten, unter einem so ähnlichen Klima fast keine der dort ihnen bekannten Erderzeugnisse vor sich fanden. Menschen, Thiere und Pflanzen waren ihnen neu, und einmüthig sprachen die damahligen Nachrichten von den Producten der warmen Zone der neuen Welt, als von eben so vielen bisher ungehörten Wunderdingen.

Es ist dieß aber desto merkwürdiger, da die höher nach Norden liegenden Länder der neuen Welt so etwas nicht darbothen. Die animalische Welt hatte auf Grönland noch Bären und Füchse, wie die auf Island, auch gab es dort Rennthiere, und an der Hudsons-Bay, so wie in Akadien, wilde Ochsen, die wenigstens unseren Bisonten nicht sehr unähnlich waren.

So bald aber die Entdecker von Amerika mehrere Grade zu dem Aequator hinab kamen, oder ihn auf der andern Seite überschritten, dann stand fast ein durchaus neues Natur-System der organisirten Körper vor ihnen. Diese Länder genießen indeß fast gleicher Witterung mit dem gegenüber liegenden Afrika, so wohl in Rücksicht der Sonne, als der Winde und Ströme, der Luft und des Meeres.

So außerordentlich dieß nun auch wirklich ist, so scheint die genauere Auseinandersetzung dieser Materie dennoch für unsere Absicht nicht geeignet; es wird vielmehr den Lesern angenehm seyn, diejenigen Thiere und Pflanzen bestimmter angezeigt zu finden, welche unter dem großen Reichthume, womit hier die Natur die Erde belebt hat, theils wegen ihrer Eigenheiten, theils wegen ih-

rer bedeutenden Nutzbarkeit, vor andern einer Auszeichnung verdienen.

Der todten Natur mag hier nur im Vorbeygehen einige Erwähnung geschehen.

Die durch Neu-Spanien laufende Gebirgskette enthält, dem Clavigero zu Folge, in ihren Eingeweiden mehrere Arten echter Steine, ja, wie er behauptet, sogar Diamanten. Letztere sollen doch nur selten vorkommen; verschiedene Arten der übrigen Edelgesteine aber sind bereits in der Erzählung von der Eroberung von Mexico erwähnt.

Dagegen sind denn die Gebirge von Neu-Spanien erstaunlich reich, so wohl an geringen, als an edlen Metallen. Selbst noch in jetzigen Zeiten, nachdem die Spanier schon so emsig und so vielfach die Erde durchwühlt haben, finden sich ungeheure Reichthümer. So gedenkt. Hr. von Humbold der berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo die Mine von Biscaya dem Grafen von Reglan bereits mehrere Millionen Piaster eingebracht hat; und das Bergwerk des Grafen Valenziana unweit Guanaxuato gab jährlich wenigstens 3 Millionen Liv., ja diese Summe stieg zuweilen bis auf 6 Millionen, also auf 11/2 Million Thaler Ausbeute.

Wahrscheinlich wird die Geschicklichkeit des

berühmten d'Elhuyars noch mehrere Minen theils entdecken, theils verbessern.

Bald nach der Zeit der Entdeckung von Mexico, da dieß gleichsam ein Jungfernland war, unangerührt von den gierigen europäischen Schatzgräbern, mußte die Ergiebigkeit der Minen reicher, und, ohne große Bergwerkskunde, beträchtlicher ausfallen.

Robertson setzt den jährlichen Werth der edlen Metalle von Neu-Spanien nach einem spanischen Manuscripte von Villa Segnor auf 8 Millionen Piaster in Silber und 5912 Mark in Gold.

Einer andern Nachricht, welche Jefferys für authentisch angibt, zu Folge soll Spanien dorther vom Anfange des Jahres 1745 bis December 1764, also in 20 Jahren 153 Millionen 826,154 Piaster erhalten haben, also im Durchschnitt jährlich etwa um den Werth des Goldes weniger, als Robertson angibt. Beyde Angaben scheinen indeß zu gering zu seyn, wenn man sie mit den Summen, welche man für die Ausbeute des gesammten spanischen Amerika angibt, vergleicht.

Wenn man bedenkt, daß diese Summen von den aus Peru noch übertroffen werden, daß also nicht nur Millionen, sondern viele Billionen seit der Entdeckung der neuen Welt mehr in Umlauf

kamen als zuvor, dann erklärt sich der wichtigste Theil der grossen Revolution, welche die Entdeckung von Amerika fast in allen Zweigen der menschlichen Betriebsamkeit zuwege brachte. Doch wir ersparen diese und ähnliche Betrachtungen über den Total-Werth der Entdeckung von Amerika bis zu Ende der Darstellung der übrigen Theile der neuen Welt; jetzt nun zu den merkwürdigsten Pflanzen und Thieren von Neu-Spanien.

So sehr die Schwierigkeiten nach und nach zunehmen, die Original-Pflanzen eines Landes der heissen oder auch der mildern Zone richtig anzugeben, so bald der Mensch es für gut findet, sie wegen ihrer Nützlichkeit aus ihrem Vaterlande in einen anderen Theil der Erde zu verpflanzen; so scheint es doch ausgemacht, daß einige Arten Palmen der neuen Welt schon vor ihrer Entdeckung mit Ostindien gemein waren. Dennoch gesteht selbst der sein Vaterland so sehr erhebende Clavigero, daß die Kokusnüsse, die Patanen, die Citronen, Pomeranzen und Limonen nur erst von der alten Welt aus dort einheimisch geworden sind. Diese trefflichen Bäume, so wie selbst viele unserer besseren Obstsorten, z. B. Pfirsiche, Aprikosen, Quitten, viele Birn- und Aepfelarten stehen jetzt dort im glücklichsten Gedeihen.

Ein Gleiches kann man von unserem Weitzen und von den meisten unserer Küchengewächse sagen, kurz Buffon und Paw gingen allerdings zu weit, wenn sie dem milden Klima der neuen Welt noch jetzt eine so übermäßige Feuchtigkeit zuschreiben, wodurch die besseren Früchte der alten Welt nur verkrüppelt in Amerika fortkämen.

So große Vorzüge Ostindiens Flora auch vormahls vor der von Westindien mag gehabt haben, so gab dann die Natur der neuen Welt dagegen durch einige treffliche Gewächsarten keinen unbedeutenden Ersatz.

Hierher gehört denn wohl vorzugsweise der Cacao; denn die Ananas war gleichfalls ein gemeinschaftliches Product beyder Welten. Der Baumwolle, des Indigo, des Tabaks, des Roucou, des Manihots, des Maguey und des Campeche-Holzes, aller dieser auch im Mexicanischen vorkommenden Vegetabilien ist aber entweder bereits in den vorher gehenden Jahrgängen oder in dem dießjährigen hinreichend Erwähnung geschehen.

Der Cacaobaum (Theobroma Cacao, foliis integerrimis L. Polyadelph. Pentandr.) wächst nur bis zu einer mittelmäßigen Höhe. Er hat eine leichte zimmtbräunliche Rinde, und ein leichtes poröses Holz. Gewöhnlich erreicht der Stamm

etwa 15 Fuß Höhe und kaum die Dicke eines Mannsschenkels. Fünf Jahr reichen hin, ihm seinen vollen Wachsthum zu geben. Oben zertheilt er sich in mehrere Arme von der Dicke eines Arms. Hieraus laufen wiederum kleinere Aeste, an denen die dunkelgrünen Blätter wechselsweise stehen, und bey 4 bis 5 Zoll Breite etwa 10 lang sind. Der Figur nach sind sie den Citronenblättern ähnlich. So wie die Blätter abfallen, werden sie sofort von andern ersetzt, daher der Baum beständig grünt.

Die Blumen, gelblich mit röthlichen Adern, sind sehr klein, ihr Kelch besteht aus 5 schmalen lanzettförmigen Blättchen, innerhalb derselben findet sich ein kastanienfarbiges Nectarinum, welches tief in 5 Hörner zerspalten ist, und inwendig 5 sehr dünne Staubfäden (Filamenta) hat, jeder mit drey weißen Staubbeuteln (Antherae), in ihrer Mitte steht ein ziemlich starker Griffel (Pistillum) mit einer gespaltenen Narbe (Stigma).

Es fallen von diesen Blumen eine sehr große Anzahl unfruchtbar ab, daß zu Zeiten die Erde unter den Bäumen gänzlich damit bedeckt scheint. Die übrigen erzeugen dann eine Frucht, die der Gurke an Gestalt ähnlich wird. Sie ist an einen ziemlich starken Stiel befestiget und erreicht

etwa 6 Zoll in der Länge bey drey Zoll Dicke. Ihre Oberfläche ist gefurcht, und ihre Anfangs grüne Farbe geht zuletzt ins Dunkelrothe über, worauf sich aber gewöhnlich einzelne gelbe Puncte zeigen.

Schneidet man die Frucht der Quere nach durch, so findet man eine dicke, und hierauf eine dünnere weißlichte Rinde oder Substanz, in welcher 25 bis 30 ja 40 Mandeln in 5 Reihen oder Abtheilungen liegen. Diese Nüsse (Samen), jede in eine dünne Hülse gehüllt, sind wie Oliven, von Gestalt herzförmig. Sie erhalten ihre Reife in 4 Monathen.

In diesen Bohnen besteht der Werth des Baums, sie machen die Grundsubstanz der Chocolade. Die Mexicaner nannten sie Cacahuatl, daher ist der europäische Nahme Cacao entstanden.

Der Cacao-Baum erfordert ein tief fruchtbares Erdreich; wo möglich ein Jungfernland. Man sucht für eine Cacao-Pflanzung (Cacoyere auf den franz. Colonien) gern einen Platz unweit des Wassers, oder doch von kleinen Bächen durchschnitten, der zugleich dem Winde nicht sehr ausgesetzt ist.

Gewöhnlich gibt man der Pflanzung 600 Qua-

drat-Fuß (100 Toises), und pflanzt auf den Inseln nur 6 Fuß, auf der Terra firma 10, und auf der berühmten Karakas-Küste gar 15 Fuß aus einander. Die ganze Pflanzung wird in Reihen oder Gänge getheilt.

Man sucht die größten Cacaobohnen aus, und steckt, das dickste Ende der Bohue nach unten gerichtet, drey Bohnen neben einander, im Fall eine davon nicht aufginge; doch läßt man hiervon nur einen einzigen Keim, den stärksten, stehen. Da die jungen Pflanzen sehr empfindlich gegen die dortige brennende Sonne sind, so besetzt man die Reihen, um ihnen Schatten zu geben, mit Manioc; wenn sich dann nach 9 Monathen die jungen Cacaopflänzchen erhoben haben, reißt man den Manioc aus, und pflanzt dagegen verschiedene Sorten Melonen und große Gurken zum ähnlichen Schutze für den Cacao.

Am Ende eines Jahres hat der Cacaobaum gegen 4 Fuß Höhe erreicht, und die Zweige bilden sich in Kronen. Hiervon läßt man nur die obere stehen.

Nur erst gegen das fünfte Jahr gelangt der Baum zu seiner nutzbarsten Stärke. Alsdann werden geschickte Neger in die Plantagen gesandt, welche mit eigenen kleinen Stöckchen die reifen

Schoten oder besser Früchte herab werfen, ohne weder den jungen unzeitigen, noch auch den Blüthen zu schaden. Der Hauptmonath der Cacaoernte ist der Junius; hierin sammelt man alle 14 Tage; in den minder einträglichen Jahrszeiten hingegen nur alle Monathe. Ein Baum gibt jährlich gegen 3 Pfund Cacaobohnen.

Die aus der Schale genommenen Bohnen legt man in Haufen auf eine Schicht der breiten Blätter des Blumenrohrs (Canna Indica; fr. Balisier), und hiermit werden sie denn gleichfalls genau bedeckt. So eingeschlossen läßt man sie 5 Tage gleichsam gähren oder vielmehr schwitzen, bis daß sie dadurch eine dunkelrothe Farbe angenommen haben. Die Cacaobohnen verlieren dadurch an Gewicht, aber auch an Bitterkeit. Sodann werden sie auf Matten von Rohr an der Sonne getrocknet und darin mit Streifen von Baumrinde zusammen gebunden. Unter dieser Gestalt erhalten wir den Cacao in Europa.

Gibt es nun zwar nur eine Art des Cacaobaums, so unterscheiden dennoch die Droguisten bis auf sieben verschiedene Sorten der Cacaobohnen. Sie führen ihren Nahmen jede nach ihrem Vaterlande. Daher der Karakische, der von Gajaquil, von Marhanon, Berbice, Surinam,

Cajenne, Martinique und andern westindischen Inseln. Der karakische wächst auf der Küste Karakas, ein Strich Landes, der bereits zu Süd-Amerika gerechnet wird, längst dem atlantischen Meere gegen den 10. Breitengrad, zur Provinz Venezuela gehörend. Diese spanische Provinz ist übrigens noch wegen der Ortschaft oder Stadt Varinas berühmt; denn von ihr führt der berühmte Tabak seinen Nahmen. Die Karakabohnen sind groß, rund, voll; haben ein grauliches, fettes Fleisch von angenehmer Bitterkeit, und sind äußerlich mit einem silberfärbigen Staube wie überzogen. Die übrigen Sorten sind theils nicht völlig von so lieblichem Geschmacke, auch oft minder fett. Die platten, kleinen Bohnen sind fast jederzeit entweder unreif oder doch trocken.

Von den karakischen Cacaobohnen galt das Pfund zwischen 10 bis 14 holl. Stüber, jetzt wahrscheinlich mehr als vor 18 Jahren, da diese Preise angegeben wurden. Die Bohnen von minderer Güte fallen bis auf 6 Stüber herab; indeß sind diese Preise selbst veränderlich.

Im mexicanischen Reiche gehörte aber der Cacao schon zur Zeit der Entdeckung zu den eigentlichen Lebensmitteln der Einwohner; auch bezahlten sie ihren Tribut damit; ja man bediente sich hin und wieder der Cacaobohnen statt

der Münze, statt des kleinen Geldes, und diese Gewohnheit herrscht noch jetzt in einzelnen Orten. Die Provinz Guatimala ist im Mexicanischen besonders reich an Cacao.

Die äußerst nährende Kraft des Cacao hat ihn jetzt fast überall nothwendig gemacht.

Die alten Mexicaner löseten die zerstampften Bohnen im Wasser auf, und setzten Piment zur Verdauung nebst Roucou zur Farbe hinzu. Diesen herben Trank nannten sie Chocolade. Nachmahls hat man ihm zwar diesen Nahmen gelässen, allein durch Versetzung mit Zucker und vielerley Gewürz, selbst Ambra, ist dieß Getränk schmackhaft, aber auch oft zu hitzig geworden. Man hat eine große Menge Veränderungen in der Zubereitung; dennoch ist der Zucker wegen der Bitterkeit fast unvermeidlich, und auch die Vanille wegen ihrer feinen Würze sehr beliebt. Schlechte verfälschte Chocolade hält gewöhnlich zu viel Zucker und schwer wiegenden Mandelteig; ja wohl gar feines Mehl; auch setzten bereits die Amerikaner Maismehl und Pfeffer zu ihrer Chocolade.

Außer der Benutzung zur Chocolade zieht man noch aus den Bohnen ein Oehl unter dem Nahmen der Cacaobutter. Sie soll gegen

Brustschmerzen und andere Uebel mit Nutzen gebraucht werden. Die spanischen Damen bedienen sich ihrer als einer Schminke.

Auch gibt die Bohne, vor ihrer völligen Reife mit Zucker eingemacht, wie unsere wälschen Nüsse, ein treffliches Confect; doch erträgt es nicht leicht den Transport übers Meer.

Die Einträglichkeit des Cacao ist außerordentlich groß. In dem Jahre vor dem Ausbruche des amerikanischen Krieges wurden nur allein in den Hafen von Marseille 968123 Pf. Cacaobohnen eingeführt.

Mexico soll jährlich an Cacao 100,000 Fanegas liefern, jeden zu 110 Pfund gerechnet. Der Fanega kostet im Einkaufe nur gegen 7 Piaster, wird dagegen zu dem festgesetzten Preise von 38 Piastern wiederum verkauft. Europa soll hiervon 60000 Fanegas, also für 2 Millionen 280000 Pf. erhalten, der Rest wird in Amerika selbst und auf den canarischen Inseln verbraucht.

Wenn nun gleich das spanische Amerika den meisten Cacao gewinnt, so ist dennoch der der Holländer und Franzosen sicher sehr bedeutend. Nur allein Surinam gab im Jahre 1775 über 700,000 Pfund; 1771 aber 2 Millionen, das Pfund zu 9 Stüber, also dennoch 900,000

Gulden. Daneben führt St. Eustach und Curacao zuweilen noch über 1 Million Pfund in Amsterdam ein; freylich kommt dieser durch Schleichhandel von der Karakaküste nach jenen holländischen Besitzungen.

Dieß mag hinreichen, um die Wichtigkeit dieses Products zu überschlagen. Dennoch sind hier nur einige Länder berührt, in welchen man Cacao pflanzt, und die übrigen Besitzungen Spaniens, so wie die Portugals, sicher davon gleichfalls sehr ehrgiebig sind.

Zu dem Cacao gehört gleichsam, der Natur der Sache nach, die Vanille.

Die Vanille ist die Schote einer Schmarozerpflanze, eines Epidendrums (Epidendrum Vanilla. E. scandens foliis ovatis oblongis, cirrhis spiralibus. Diandr. Monagyn. L.) mit ovalen nervigen spitzzulaufenden Blättern, die aus dem Stamme sogleich hervor gehen, von der Größe eines Lorberblattes. Ihr kaum fingerdicker Stamm schlinget sich, wie der Epheu, an die Bäume bis 20 Fuß in die Höhe. Die Blume ist gelblich, grün und weißlich, und die Schote nimmt nach ihrer Zeitigung gleichfalls eine gelbliche Farbe an. Vielleicht kommt der Nahme von der Eigenschaft, gleich dem Weine vermittelst eigener Gabeln (cir-

xhi) an die Bäume hinauf zu ranken; denn Dampier nennt sie Vinello: in Mexico heißt sie Tlixochitl. Uebrigens bedeutet Vayna spanisch eine Scheide, und Vaynella als das Diminutiv paßt auf die Schoten. Der Werth der Vanille besteht in ihrer Schote, denn diese hat einen sehr feinen aromatischen Geschmack und Geruch, so wie auch die Samenkörner. Die Ernte davon fällt im September und dauert bis zum December. Man sammelt die dann reifen bräunlichen Schoten, worin der sehr kleine Samen aufbewahrt ist. Die größten, besten Schoten sind über sechs Zoll lang, rund und fast wie ein kleiner Finger dick. Diese trocknet man im Schatten, bestreicht sie mit Cacaoöhl, und bindet sie in Packeten zu 100 bis 150 zum Versenden zusammen. Durch das Trocknen wird sie braun, und so erhalten wir sie. Es gibt nach einigen drey Sorten Vanille, die Pompona, die Ley oder die gute und die Simarona, Aftervanille. Nur die Ley ist die brauchbare, verkäufliche. Sie muß, obgleich getrocknet, bräunlich roth, und wenn gleich runzlich, dennoch voll seyn, dabey einen starken, angenehmen Geruch haben. Im Jahre 1762 galt ein Packet von 50 Schoten in Holland von 10 bis

20 Flor. In Deutschland galt vormahls das Pfund Vanille 10 bis 11 Rthlr., jetzt aber 24 bis 30.

Der Hauptverbrauch der Vanille besteht in ihrer Beymischung zur Chocolade, auch zu mehreren Arten von Confecturen, ja sie wird bey uns von einigen zum Kaffeh gesetzt. Die Spanier geben dem Tabak dadurch einen feineren Geruch; ihre Aerzte gebrauchen sie aber als magenstärkend. Da sie aber sehr erhitzt, so muß man sie mit großer Behuthsamkeit gebrauchen.

Sie ist nicht auf Mexico beschränkt; man findet sie, wie den Cacao, in sehr vielen andern Ländern des heißen Amerika's; dennoch erhalten wir sie hauptsächlich nur von den Spaniern.

Ins Unendliche führte uns die Flora dieser herrlichen Länder, da bereits die ältesten Schriften, z. B. die eines Hernandez, auf 1200 im Mexicanischen einheimischer Pflanzen gedenkt. Selbst die Gärten des Kaisers Motezuma gewährten den reichsten Anblick für die Botanik. Dort fanden sich nicht nur die schönsten Blumen, sondern alle den Mexicanern bekannt gewordenen Arzeneykräuter. Uns sind besonders die Passionsblume (Crenadilla. Passiflora caerulea Lin.), ferner der Baum, der den Copal liefert, so wie der Mamey, die Sapotiers (Achras Mammosa

und Sapota L.), dessen bittere Kerne dennoch die Amerikaner oft statt des Cacao gebrauchen, und mehrere bekannt worden, die theils wegen ihrer Früchte, theils wegen ihres Balsams, ihres Harzes oder der Heilkräfte ihres Holzes und Laubes schätzbar sind.

Hier findet sich auch das merkwürdige Gewächs, das als Ausnahme von den übrigen Pflanzen seine besamten Fructifications-Theile in die Erde senkt und nur dort Früchte bringt. Dieß ist die Erdpistacie oder Erdnuß, Erdeichel. Die Cacahuate, Tlalcacahuate oder Manobi (Arachis hypogaea Linn. Diadelphia). Aus einer weißlichen Wurzel verbreiten sich mehrere eckige röthliche Stämme über der Erde, wovon der mittlere sich am meisten mit seinen eyförmigen hellgrünen Blättern empor hebt. Diese stehen paarweise je vier und vier gegen einander. Die Blumen sind gelbröthlich und gestielt, nach Andern weißlich. Wenn die Fructification geschehen ist, senkt sich der Griffel in den Boden und entwickelt dort unter der Erde die Frucht. Wurzel und Frucht sind jetzt von der Erde bedeckt und jene flechtet oftmahls kleinere Zweige um ihre Nachkommenschaft. Diese besteht aus einer Schale oder Schote, in welcher sich zwey Mandeln, dem Fichtensamen ähnliche Kerne bilden. Aeu-

ßerlich röthlich, ist ihr Inneres weißlich und nicht unangenehm von Geschmack. Man genießt sie geröstet wie Kaffeh, und diese Erdpistacien sollen eben sowohl nähren als erhitzen und zur Liebe reitzen. Auch preßt man ein hellbrennendes Oehl daraus.

Dieß sonderbare Gewächs gehört aber nicht bloß dem heißen Theile von Amerika, Rumph fand und beschrieb es gleichfalls im Orient.

Was mögen uns von Humbolds fleißige Beobachtungen in Mexico noch für andere Wunder der dortigen Flora liefern! Er wird sicher genauer erzählen, was für eine Bewandtniß es habe mit dem Cheiranthostämon, dem Händebaum. Sie fanden ihn bey dem Botaniker Cervantes in Toluccan. „Eine Gattung,“ heißt es, „die ein „fast einziges Phänomen darbiethet, weil von „den ältesten Zeiten her nur ein Individuum „davon existirt!“ Ist dieser Baum denn so alt als die Welt, oder reicht seine Lebenszeit doch bis zu den ältesten Nachrichten über Mexico hinauf? Clavigero nennt einen Baum den Arbol de Manitas, ein Baum, der Blüthen trägt, die man die Handblumen nennt, weil das sechstheilige Pistill die Figur einer Affenhand mit Zehen und krummen Nägeln nachahmt; ob dieser hierher ge-

hört, wird uns unser berühmte Landsmann dereinst bestimmen.

Dieß sey hier genug für den Werth der Flora von Mexico. Wir gehen jetzt zu dessen belebteren Welt, zu der Fauna.

Hebt man mit den geringern Thieren an, dann zeigt sich so fort aus der Entomologie das eben so merkwürdige, als für den Handel so wichtige Product, die Cochenille.

Mögen uns, bevor wir dieß einträgliche Insect genauer kennen lernen, einige Bemerkungen über die sonderbare und gewinnreiche Benutzung erlaubt seyn, die das weiter ausgebildete Talent des Menschen aus solchen Erzeugnissen der höher organisirten Natur hervor zu suchen verstand, welche dem roheren Sohne der Erde nicht bloß unnütz, sondern selbst schädlich und verächtlich schienen.

Durch den größern Anwachs der Volksmenge, durch das eben daher nothwendig werdende Zusammendrängen der Individuen entstand gleichsam unwillkührlich eine totale Revolution unter dem Menschengeschlechte. Zuerst ward nähmlich ein Anwachs der Nahrungsmittel nach jenem Verhältniß nothwendig; und der Mensch fühlte sich gezwungen, darauf zu sinnen, wie er so wohl die bekannten Nahrungsmittel vermehre, als wie er

selbst neue unbekannte hervor suchen könnte, im Fall die ersteren ihm durch irgend einen Zufall entweder geraubt oder auch geschmälert würden.

Sodann mußte eben dieses Näherrücken der Familien und der einzelnen Menschen überhaupt, eine größere Summe von zuvor schlafenden Leidenschaften, und daher ein größeres Anstrengen, diese zu befriedigen, in Bewegung setzen. Das Nachsinnen hierüber erzeugt neue Ideen und einen höheren Grad von Thätigkeit in jeder Richtung, eine größere Entwickelung der Talente des Geistes. Der rauhe, isolirt lebende Jäger ist zufrieden, wenn er seine mühsame Arbeit, seine Jagd dadurch belohnt findet, daß er sich und seiner Familie den Hunger stillt, und durch die Haut des erlegten Wildes gegen die Witterung sicher stellt. Der Herden weidende Nomade, ja selbst der Mensch, der durch den Pflug das Korn ins Unendliche vermehrt, wenn gleich beyde schon stufenweise weit unabhängiger vom Zufall, schätzen dennoch nur dasjenige hauptsächlich hoch, was einen directen Bezug hat auf ihr jährliches Ausreichen mit den gröberen Bedürfnissen des Lebens.

Wenn aber das Glück ein oder das andere Individuum dieser zahlreichen Menschenclasse mehr

oder weniger begünstigt hat; wenn der Aermere dadurch von dem Reicheren mehr abhängig wird; wenn bey letzterem der müßigen Stunden mehr werden; dann sinnt sein Geist nun auf neue Methoden, sich sein Daseyn bequem zu machen, und sich vor seinen Mitmenschen auszuzeichnen. Der arbeitsame Dürftige biethet dagegen sodann alles auf, durch irgend einen neuen Erwerbszweig sich jenem Beglückteren wo möglich zu nähern oder sich wohl gar mit ihm ins Gleichgewicht zu setzen.

So entstanden und mußten entstehen Handwerker und Künste; Methoden, theils Natur-Producte, welche im rohen Zustande nur geringen Werth haben, zu einem vielfachen Werth über sich selbst zu erhöhen, oder gar bis dahin völlig unnütze Producte der Societät annehmlich zu machen, ja sie ihr als nothwendig aufzudringen.

Auf die Weise ward dann jener Hang der Reichen zur Bequemlichkeit und ihre Eitelkeit mehr und mehr geweckt und genährt. Der Aermere fand aber in seinen Talenten, in seinem Geiste eine bisher unbenutzt gelegene Schatzgrube, die ihm viel mehr eintrug, als die größeren Herden oder die saatenreicheren Felder des von ihm so lange beneideten Nachbarn.

Endlich kam noch ein neuer Antrieb zum Auf-

suchen neuer Producte oder vielmehr zur Benutzung derselben für die Societät hinzu; dieß war das mit der wachsenden Volksmenge selbst zunehmende Heer der Krankheiten. Da ist denn nicht leicht zu entscheiden, um wie viel es leichter oder schwerer gewesen seyn mag, ein neues Kraut für die Färberey und für ein neues Gewand, oder ein neues Kraut für die Arzeneykunde, ein neues Heilmittel der Societät zuzuführen.

Plinius nennt den Zufall den Gott der Erfindungen. Er erzählt daher den Ursprung des Glases nach dieser Art. Ein Kaufmannsschiff, welches Nitrum (Salpeter, vielleicht nur Salz) geladen hatte, landete an einer sandreichen Küste von Palästina. Beym Mangel an Steinen zur Unterlage unter den Kochkessel bediente sich die Mannschaft der Salzblöcke. Vom Feuer geschmolzen vermischten sie sich mit dem Sande, und brachten eine unbekannte Flüssigkeit, das Glas, hervor.

Auf ähnliche Weise behauptet Plinius, daß ein unkundiger Schäfer, der den eisernen Kopf seines Schäferstabes vom Erdboden festgehalten fühlte, den Magnet entdeckt habe; ja endlich daß durch eine Dohle das Inoculiren der Bäume erfunden sey. Läuft aber bey diesen Er-

zählungen nicht alles darauf hinaus, daß selbst, wenn diese Angaben völlig der Wahrheit gemäß gewesen, der Mensch dennoch diesen Zufall zu nützen, und nur durch weiteres Nachforschen und richtiges Beurtheilen eine glückliche Anwendung davon zu machen müsse verstanden haben? Und so machte mithin die Vernunft des Menschen, nicht der Zufall, die Erfindung; letzterer gab nur die Veranlassung dazu.

Aber auch bey den Erfindungen spielt das Klima in doppelter Hinsicht eine bedeutende Rolle; einmahl in Rücksicht seiner Einwirkung auf den Menschen; und sodann in Rücksicht auf die durch dasselbe dem Lande zugestandenen oder versagten Natur-Producte.

In den rauhen Winter-Regionen war es unstreitig, wo der Mensch im Pelze des Seehundes, des Wolfes oder des Zobels der Witterung Trotz both, und alle Moden veranlaßte, die das Pelzwerk jetzt hervor gebracht hat; wo er sich Wohnungen unter der Erde oder von Gebälk mit Moos ausgestopft bauete, und wo er endlich den Ofen oder den Kamin erfand. Er errichtete sich dort nur einfache Hütten oder geringere Häuser; zur schönen Architectur der Tempel und Palläste ließ ihn weder der stäte Druck für die ersten Be-

dürf-

dürfnisse des Lebens ängstlich zu sorgen, noch der schnell vorüber eilende Sommer Muße und Zeit.

Unter dem minder günstigen Himmel und bey dürftigerm Erdreiche bildete sich der eiserne, tief den Boden aufreissende und zusammen gesetztere Pflug, da dem Afrikaner die Hacke, oder die den reicheren Boden nur oberflächlich die Erde aufkratzende einfache hölzerne Pflugschar, Genüge leistete.

Italiens Bewohner kümmert nicht die Sägemühle oder die zusammen gesetzte Säemaschine; er überläßt sie dem minder begünstigten Nordländer. Und wenn sich sogar der letztere durch dauernde Anstrengung zn einer bequemeren Lage hinauf gearbeitet hätte, so war ihm ja vom Klima selbst der Reichthum an Producten versagt, woran der Bewohner des wärmeren Erdstrichs mit der unbeschränktesten Wahl seinen Erfindungsgeist üben kann. Die Prunklust des Weibes ist in dem dürftigeren Lande auf gröbere Erdfarben, oder gar auf das Durchbohren der Lefzen oder des Nasenknorpels eingeschränkt, wo wäre das feinere Farben-Material aus dem Thier- oder Pflanzenreiche des wärmeren Himmels herzunehmen gewesen?

In der alten Welt, wo, wie wir zuvor sahen, die

Entwickelung aller Talente viel früher Statt fand, und wo sie daher viel höher standen, als in der neuen, haben denn die von der milderen Sonne beschienenen Regionen, die Handwerke, und besonders die feineren Künste einen erstaunlichen Grad von Vollkommenheit erreicht. Seit wie vielen Jahrhunderten biethen hier der Kaufmann, der Manufacturist, der Naturalist und der Scheidekünstler alles auf, die Sinne und die Prunklust des verfeinerten Menschen zu reitzen; und wie ward dieß durch die Schiff-Fahrt erleichtert und vervollkommnet!

In der neuen Welt waren freylich eben wegen des allgemeinen Zurückstehens der dortigen Cultur auch die Gegenstände des Luxus weniger mannigfaltig und weniger verbreitet. Allein der Natur der Sache selbst gemäß, war auch dort in dieser Rücksicht der Gang der Dinge eben derselbe. Der höher wohnende Nord-Amerikaner kannte nur wenige Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus. Der Virginier trug schon prächtigen Federputz und berauschte sich durch Tabak; der Mexicaner hingegen bauete gar ansehnliche Tempel, er webte schon Kleider aus Baumwolle und trank bis zum Uebermaß den gährenden Saft der Agave; er mahlte mit den Federn seines treffli-

chen Waldgeflügels *); er färbte mit Indigo, Roucou und Cochenille.

Der speculative Europäer führte dann auch diese neue Genußarten seinen Landsleuten von dorther zu. Er concentrirt jetzt in sich alle Arten der Wollüsteleyen, welche man in den übrigen Welttheilen kennt, und fast jedes Unternehmen über den weiten Ocean zweckt mit darauf ab, neue Gegenstände aus den unbekannten Theilen der Erde für das Auge oder für die Zunge aufzufinden und in Gold zu verwandeln.

Hier ist es denn höchst merkwürdig, wie der Speculationsgeist selbst die dem ersten Anscheine nach so verächtlichen Geschöpfe des Thierreichs, die Insecten, in dieser Rücksicht zu seinem Nutzen zu zwingen versteht; und wie dieß alles durch die tieferen Forschungen der Natur bis zu einem Anfangs kaum glaublichen Werthe erhöhet worden ist.

Wer würde es verzeihen, hier umständlich an den Honig und das Wachs, an die Seide und an alle die dadurch im Umlauf gebrachten Millionen erinnern zu wollen? Auch scheint es nicht schwer zu erklären, wie der Mensch auf den Einfall gerathen konnte, ein so dichtes Gewebe, als der

*) M. s. hierüber weiter unten.

Seidenwurm spinnet, zu feinen Gewändern oder Putzkleidern anzuwenden, so bald überhaupt einmahl die Kunst zu weben, zu stricken oder feine Fäden zu einem großen Ganzen zusammen zu flechten erfunden war.

Behauptete doch bereits Demokrit, der Mensch verdanke den Spinnen die Webekunst. Hierauf spielte ebenfalls Ovids Fabel von der Verwandlung der großen Weberinn Arachne in eine Spinne an; heißt doch arach bey den Arabern spinnen. Die Betrachtung des schönen Gewebes der so genannten Kreutzspinne (Aranea Diadema L.), ihr lothrechtes Herabsenken an dem langen starken Faden, ihr Festheften der Fäden selbst, und die bewundernswürdige, geometrische Regelmäßigkeit des zuletzt dadurch entstehenden großen Netzes, scheint leicht einen aufmerksamen Beobachter auf einen Versuch zur Nachahmung führen zu können, nur mußten ihm wenigstens zuvor Stoffe, Materien bekannt seyn, welche sich vermöge ihrer Feinheit, Zähigkeit und Biegsamkeit zu ähnlichen Arbeiten schicken.

Diese schöne Spinne, die Kreutzspinne, hat aber zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts einen Webestoff geliefert, der wirklich zu Strümpfen und Handschuhen benutzt worden ist. Der Prä-

sident Bon von Montpellier sandte 1709 derglei-
chen Kleidungsstücke an die Akademie der Wissen-
schaften zu Paris. Sie waren aus derjenigen Sei-
de gewebt, womit die Spinne ihre Eyer zum Schutz
überzieht, und hatten eben so viel Stärke als ähn-
liche Arbeiten von gewöhnlicher Seide. Die Eyer-
hülle oder das Cocon der Spinne, wurde zu die-
ser Absicht, nachdem man dasselbe durch Schla-
gen von allem Staube gereiniget hatte, in einem
Gemisch von Seife, Salpeter und arabischen Gum-
mi drey Stunden lang gekocht, sodann mit war-
mem Wasser von der Seife gereinigt, und end-
lich getrocknet. Zum Kämmen wurden feinere
Karden, als selbst zur gewöhnlichen Seide ge-
wählt, und der Präsident Bon gewann auf die
Art eine schöne mausefarbige Seide, woraus er
die Strümpfe weben ließ.

So annehmlich dieß neue Product nun auch
Anfangs für die Manufacturen schien, so zeigte
einer der talentvollsten, emsigsten Naturforscher,
Hr. v. Reaumur, hierbey mehrere zum Theil un-
übersteigliche Schwierigkeiten. Einmahl erforder-
te die große Feinheit des Fadens dieser Spinn-
seide über 80 solcher Fäden, um einem Faden
unserer Raupenseide an Stärke gleich zu kommen.
Achtzehn tausend einzelner Fäden der Spinnensei-

de bildeten nur erst einen Faden starker Nähesei-
de, und zu einem einzigen Pfunde Seide waren
663,522 Spinnen nothwendig. Indeß hätte man
dieß durch die Menge ersetzen können, allein die
Natur dieser Thiere selbst machte letzteres unmög-
lich. Der Seidenwurm lebt in ungeheurer Gesell-
schaft friedlich und durchaus ruhig neben einander
fort, so bald er seine vegetabilische Nahrung hin-
reichend findet. Die Spinne lebt nur von Thieren
und von dem Blute oder den Säften derselben.
Reaumur reichte ihnen diese Nahrung zwar im Ue-
berflusse, theils durch Fliegen, theils, was noch
leichter zu erhalten steht, durch Regenwürmer.
Aber bey allem Ueberflusse würgten sich diese bös-
artigen Geschöpfe stets unter einander selbst, so
bald sie sich nur erreichen konnten. Es ist also
durchaus unmöglich, einen eigentlichen Spin-
nenbau, gleich einem gewöhnlichen Seiden-
bau, anzulegen, denn es wäre lächerlich, sie
einzeln erziehen zu wollen.

Außer dem wichtigen, allgemeinen Nutzen der
Spinnen, in der animalischen Welt viel tausend
andere Thiere, deren Ueberfluß schädlich würde,
zu vernichten, hat man bis jetzt von dem Ge-
spinnste selbst seine Nützlichkeit nur bey frischen
Wunden zum Blutstillen entdeckt. Das Spin-

nengewebe ist abstringirend, und die Landleute erkennen diesen Nutzen bey vorkommenden Fällen.

Unter den übrigen geringeren Thierarten, welche der Mensch bey Fabriken und Manufacturen jetzt benutzt, gewähren ihm dann offenbar diejenigen den größten Gewinn, woraus er Farben zu erzielen versteht. Zwar sind einige derselben als Arzeneymittel angewendet, z. B. die Kellerwürmer (Asellus), die Ameisen, und besonders die Cantharіden von vorzüglicher Wichtigkeit; aber als Waare nach Geld berechnet, kommen sie jenen Insecten, die der Färber benutzt, nicht gleich.

Das G a l l i n s e c t (Cynips L.) und die S c h i l d l a u s (Coccus L.) gehören zu den vorzüglich nutzbaren Insecten.

Der G a l l a p f e l ist nichts weiter als eine Krankheit, eine durch den Stich der Gallwespe in das Blatt oder den Zweig einer lebendigen Pflanze hervor gebrachte Geschwulst, in deren Mitte das Weibchen der kleinen Gallwespe vermittelst ihres Legestachels ihr Ey oder ihre Eyer hinein legt; woraus dann bald darauf eine oder mehrere Fliegenmaden entspringen. Die Gallwespe des brauchbaren Gallapfels legt nur ein einziges Ey in die Geschwulst. So wie die Made wächst,

nimmt gleichfalls die Geschwulst, die Hülle des Thierchens, in theils kugelförmiger, theils ovaler Gestalt zu, dieß ist alsdann der Gallapfel, wovon einige auch eine minder regelmäßige Gestalt haben, und in mehrere Zellen getheilt sind, deren Verschiedenheit aber je nach der Pflanze und der Art der Gallwespe ins Unzählbare geht.

Die Made lebt von dem Safte der inneren Wände der um sie gewachsenen Geschwulst, verwandelt sich sodann in eine Puppe, und hierauf in ein kleines Insect mit vier häutigen Flügeln. Nur das Weibchen ist mit einem scharfen Legestachel versehen. Dennoch bleibt diese Wespe nach der letzten Verwandlung noch so lange in ihrer Höhe ruhig liegen, bis ihr neuer Körper, und besonders ihre Freßzangen sich erhärtet haben. Hiermit fängt sie sofort an den Ball, ihr bisheriges Schlafgemach, zu durchnagen, arbeitet sich endlich einen runden Canal bis zur Oberfläche des Gallapfels hindurch, und entfliegt, so bald ihre Flügel hinreichend entfaltet und erhärtet sind. Man wird daher sogleich an dem Apfel selbst bemerken können, ob das Thier bereits ausgeflogen ist; denn eben daher zeigt sich an dem Gallapfel eine zirkelförmige Oeffnung, welche zu jenem Ca-

nale führt. Reaumur und unser Roesel haben die merkwürdige Geschichte dieses Thierchens aufgeklärt und durch schöne Zeichnungen erläutert.

Diese Galläpfel nutzt schon seit vielen Jahrhunderten der Mensch zur Färberey; Plinius gedenkt ihres Nutzens bey den Färbereyen als einer damahls längst bekannten Sache. Wie mag da diese färbende Eigenschaft wohl zuerst entdeckt worden seyn? denn es erfordert immer einige Zeit, bevor der in irgend eine Flüssigkeit geworfene Gallapfel dieselbe dunkel färbt.

Wir erhalten die besten größten Galläpfel aus der Levante, worunter besonders die von Aleppo berühmt sind; dort finden sie sich vorzüglich bey Mozoul am Tigris etwa 15 Tagereisen von Aleppo. Wahrscheinlich rühren sie, der Größe und Gestalt nach zu urtheilen, von einer andern Art Gallwespe her, als die unsrige ist. Diese, welche jenen an färbender Kraft weit nachstehen, erzeugt bekanntlich die Gallwespe des Eichenblattes (Cynips Quercus folii L.)

Der Nutzen der Galläpfel ist sehr ausgebreitet. Zur Dinte und noch weit mehr zu der schwarzen und grauen Farbe bedienen sich ihrer die Färber so wohl zum Färben der Wolle, der Seide, als des Leders. Daher ist denn der Verkehr damit

außerordentlich groß. Smyrna allein liefert den Holländern und Engländern jährlich auf 10000 Centner; und, wenn dieß gleich noch nicht die Hälfte der in Handel gebrachten Galläpfel ist, so macht es doch wenigstens einen Werth von mehr als einer halben Million Thaler, denn schon vor 40 Jahren kostete in Amsterdam der Centner 40 holl. Gulden.

Wer hätte es einer kaum bemerkbaren Fliege zugetrauet, daß sie ein solches Capital in Umlauf setzen und dadurch Tausende von Menschen ernähren würde?

Der Nutzen der Gallwespe ist zwar für die Färberey sehr bedeutend, aber das durch sie erzeugte Farbenspiel ist dem Auge weder so auffallend und prächtig, als jenes, welches das noch kleinere und noch sonderbarere Insect, die Schildlaus, unter welches Geschlecht so wohl das Kermesthier, als die Cochenille gehört, hervor bringt.

Fast alles, was die Färbekunst von dem brillantesten Roth, von Rosa, Purpur, Violett bis zur Erhöhung des schönsten Blau Treffliches aufzuzeigen hat, verdanken wir jetzt einem Thierchen, von welchem man noch im vorigen Jahrhunderte kaum wußte, zu welchem Reiche der Natur man

es rechnen sollte. Dennoch reicht der Gebrauch und der Werth dieser Thiere bis in das höchste Alterthum hinauf. In Beckmanns schätzbarer Geschichte des Kermes, zeigt der berühmte Tychsen, daß die Kermesfarbe schon vor Moses durch die Phönicier, so wie auch in Aegypten bekannt war; daß aber der Nahme Kermes persischen Ursprungs sey, wovon sodann unsere heutigen Benennungen Carmoisin, Carmin und ähnliche hochrothe Farben abstammen.

Indeß konnte dieser Kermes den Purpur der Alten noch nicht verdrängen; dieß war den neueren kundigern Zeiten durch die Benutzung einer anderen Art der Schildläuse, nähmlich durch die Cochenille, aufbehalten.

Das Geschlecht der Schildlaus (Coccus Linn.) gehört zu den Thieren mit halben Flügeldecken, einem sehr kleinen Saugestachel an der Brust, kurzen gegliederten Fühlhörnern und sechs Gangfüßen. Das dicke schwerfällige Weibchen ist stets ohne Flügel; hingegen ist das kleinere Männchen ein lebhaftes Thier mit zwey Flügeln und zwey langen Borsten am Hinterleibe. Man sollte letzteres durchaus für ein Thier aus einem andern Insecten-Geschlechte halten, wenn uns nicht die Paarung und die ganze Entstehung des Insects von dem Gegentheil überführte.

Ganz fremd ist indeß diese sonderbare Verschiedenheit von Mann und Frau bey den Insecten nicht. Sind doch die Weibchen einiger Nachtvögel (Phalaena antiqua und Ph. gonostigma Bombyces L.) gleichfalls ungeflügelte, ungeheure, schwerfällige Wesen, auf welchen das kleine muntere Männchen bey der Paarung wie auf einem zu besamenden Erdreiche umher läuft.

Drey bis vier Arten der Schildläuse verdienen besonders die Aufmerksamkeit des Manufacturisten und des Kaufmanns; hierunter ist denn freylich heut zu Tage bey weitem die wichtigste die Schildlaus, die uns die Cochenille liefert. Wenn wir letztere, da sie besonders Mexico angehört, genauer beschreiben, so kann dieß zugleich zu einer hinreichenden Kenntniß von der Natur der übrigen nutzbaren Arten dienen.

Die erste ist der Kermes der Alten (Coccus Ilicis L.; Lou Vermeou in der Provence). Er lebt auf der Steineiche in Spanien, dem südlichsten Frankreich, auf den Inseln des Archipels und in mehreren Theilen Asiens und dem nördlichen Afrika. Französische Naturalisten zählen diese Schildlaus zu dem Geschlechte der Blattsauger (Chermes L.) Sie gestehen aber selbst, ihr Unterschied von der Schildlaus sey zu unbedeutend,

um sie nicht gleichfalls zum Coccusgeschlecht zu rechnen. Indeß soll die Schildlaus 1 ch darin von dem Kermes abweichen, daß das Weibchen des letztern stets noch die Figur eines Insects behalte, das Weichen des Kermes hingegen zuletzt nur einer Beere gleicht.

Die zweyte Art ist der Gummi-Lackwurm (Coccus ficus indicae). Er bewohnt Indostan, und wir werden ihn zu seiner Zeit genauer angeben. Von ihm stammt daß schöne rothe Lack, welches den Mahlern, Lackirern, Siegellack-Fabrikanten und mehreren Arbeitern so wichtig ist.

Die dritte Schildlaus war vormahls von grösserer Wichtigkeit. Es ist diejenige, welche sich an den Wurzeln mehrerer perennirenden Pflanzen Europens, z. B. des Knauels (Scleranthus), der Bärentraube (Uva Ursi) ansetzt, und deßhalb am bequemsten Coccus radicum heißen möchte. Das Insect erzeugt die rothe Farbe, welche man bey uns um Johannis zu suchen pflegt, und deshalb das Johannisblut genannt wird. Ehemahls mußten die Unterthanen der Klöster einen Theil ihres Tributs in solchem deutschen oder pohlnischen Kermes, wie man es noch nennet, abliefern, und man zog daraus, wenn gleich kein so schönes Roth, als aus dem Kermes der

Steineichen, dennoch keine schlechte Farbe. Es mußte wegen ihrer geringeren Färbekraft und ihres mühsamen Einsammelns dem echten Kermes bald nachstehen; dieser hingegen fand sich bald nach der Eroberung von Mexico durch die alles übertreffende Cochenille sehr zurück gesetzt.

Die Cochenille (Coccus Cacti L.), wovon nur erst Ellis die Zeichnung der ganzen Art, nähmlich des Männchens so wohl, als des länger bekannten Weibchens, gegeben hat, war den Mexicanern schon lange vor Ankunft der Europäer bekannt. Mehrere Ortschaften mußten jährlich den alten Regenten von Mexico 20 Säcke voll Cochenille zum Tribut entrichten.

Es ist aber merkwürdig, daß wir Europäer so lange in Zweifel über die Natur der Cochenille geblieben sind. Denn obgleich die früheren Nachrichten des Acosta (1530) und anderer den animalischen Ursprung davon bereits richtig angaben, so erhob sich dennoch desfalls, selbst noch in den Zwanzigern des 18. Jahrhunderts in Holland ein so wichtiger Streit, oder eine so wichtige Wette, daß ein dort angesehener Mann sein ganzes Vermögen dadurch verlor. Dieser hatte es nähmlich auf die vegetabilische Natur der Cochenille verwettet, da hingegen ein gewisser von

Runscher das Gegentheil behauptete. Letzterer trug nun durch einen Freund in Mexico, vermittelst mehrerer dort gerichtlich bekräftigten Zeugnisse über die Animalität der Cochenille, den Sieg davon. Er ließ diese Nachrichten spanisch und französisch drucken (1729), nahm seines Gegners Vermögen wirklich zu sich; war aber so billig, nach dem geringen Abzuge der auf den Streit verwendeten Kosten, dem Gegner, der zugleich sein Freund war, das Seinige wieder zuzustellen. Wie sonderbar hatten diese Würmchen einen Mann um sein ganzes Vermögen gebracht! Dieser Mißverstand war dennoch zu entschuldigen. Denn die trockene Cochenille, so wie sie zu uns kommt, hat, da die Füße des Thiers völlig zusammen geschrumpft sind, wirklich einige Aehnlichkeit mit einer getrockneten Corinthe oder breitem runzlichten Korne, und der in Spanien beygelegte Nahme Grana läßt sich leicht für gleichgeltend mit Grano, wiewohl unrichtig, annehmen. Selbst bey der gedörrten verkäuflichen Cochenille kann man sich indeß selbst überzeugen, daß sie ein Insect ist; denn wenn diese in Essig geweicht wird, zeigen sich die Reste der 6 Füße.

Was zuvor für die allgemeinen Charaktere des Geschlechts der Schildlaus (Coccus) gesagt ist,

reicht sicher hin, einen richtigen Begriff von der Cochenille zu geben.

Das, worauf es in Rücksicht des Nutzens dieses Insects ankommt, ist die Fortpflanzung. Das fast unbewegliche Weibchen erwartet das lebhafte fliegende Männchen; wird von ihm befruchtet, bleibt alsdenn noch fester an der Pflanze haften, um daraus die Nahrung vermittelst des Saugestachels zu ziehen; schwillt nach der Befruchtung durch die große Masse der Eyer zu einer außerordentlichen Größe an, und stirbt, so bald die Jungen ausgeschlossen sind, an demselben Orte. Das Männchen überlebt kaum die Begattung.

Bey der Gewinnung der Cochenille kommt es nun darauf an, zu gehöriger Zeit die so aufgeschwollenen Weibchen, lebende Eyersäcke könnte man sie nennen, glücklich einzusammeln, und zugleich für die künftige Brut zu sorgen.

Diese Schildlaus lebt auf mehreren Arten des Cactus, oder Nopals, z. B. auf dem bey uns bekannten so genannten indianischen Feigenblatte (Cactus Opuntia L.), ferner auf einer besondern, noch nicht hinreichend beschriebenen Nopal-Art, die daher Cactus coccinellifer benannt ist. Clavigero sagt ausdrücklich, die Nopale, worauf

er sie sah, sey stachelicht gewesen. Ulloa, der sie gleichfalls an Ort und Stelle beobachtete, behauptet dagegen, die Opuntie, worauf man die Cochenille im südlichen Amerika ziehe, sey ohne alle Stacheln.

Das Hauptland für die Cochenille ist Mexico, d. i. Neu-Spanien, denn wenn sie auch gleichfalls in Süd-Amerika, besonders in Loja und einigen andern Ortschaften und Provinzen von Peru gezogen wird, so kommt dieses in Rücksicht der Quantität nicht der mexicanischen gleich, wo man, besonders in Mixteca, Guaxaca, die größten Pflanzungen von der Opuntia, oder bestimmte Nopalereyen mit Sorgfalt bauet.

Eine Plantage von Nopalen hält höchstens zwey Morgen (arpens) Landes.

Die Pflanzung selbst geschieht, nach dem Zeugnisse des Ulloa, indem man reihenweise ein oder zwey Nopalblätter eine halbe Vara (etwas über 1 Fuß) tief und zwey Varas weit von einander in die Erde legt und sie damit bedeckt. Dieses Blatt treibt bald darauf ein neues aus der Erde hervor, welches der Stamm der künftigen Opuntia ist, mehrere Blätter in verschiedenen Richtungen hervor treibt, und so eine neue Pflanze von drey Varas Höhe bildet. Im Frühlinge

zeigen die Nopalen ihre ganze Schönheit; sie blühen. Die Blume ist klein, bringt eine Feige, Luna genannt, als Frucht. Sie ist sehr schmackhaft und gesund, hat aber die besondere Eigenschaft, den Harn so roth wie Blut zu färben, und dadurch den Unkundigen zu erschrecken. Man sieht also, daß das hohe Pigment, wodurch uns die Cochenille so schätzbar wird, in den Säften des Nopals liegt.

Auf die Blätter dieser Nopalen tragen nun die Wärter der Nopalereyen im May und Junius die trächtigen Weibchen. Sie bereiten dazu eigene kleine Nester, Pastels, auch Sacatillo genannt, von feinem Heu oder Moose; setzen etwa 15 Insecten in jedes Nest, und geben jedem Blatte drey oder vier Nester. Bald darauf brechen die Jungen hervor, bevölkern die Nopalen, und erzeugen eine unsägliche Nachkommenschaft.

Die Natur hat es glücklicher-Weise für uns so eingerichtet, daß das Verhältniß der Weibchen gegen die Männchen wie 1 zu 300 ist; letztere können auch beym Einsammeln nicht in Betracht kommen, da ihr kleiner beflügelter Körper gleichsam von selbst sogleich nach der Begattung vergeht.

Die Weibchen hingegen, welche ihre Gestalt nie, wie die Männchen, verändern, häuten sich

vor dem Eyerlegen, und selbst diese Häute werden zum Färbestoff eingesammelt. Man fegt sie sanft mit eigenen Wedeln von Kaninchenhaaren von den Opuntien ab.

Das Einsammeln der Cochenille geschieht drey Mahl im Jahre, man könnte Hrn. Thierry zu Folge 6 Lesungen halten, wenn die Regen es nicht verhinderten. Die erste Lesung geschieht im December, die letzte im May. Ein Theil wird zur künftigen Zucht zurück gelassen.

Die Cochenille wird hierbey von den Nopalen vermittelst eigener von Reh-, Kaninchen- oder andern feinen Haaren gemachten langstöckigen Pinseln behuthsam in irdene Gefäße abgefegt.

Es gibt sodann dreyerley Methoden, sie zu tödten und weiter zuzubereiten.

Man taucht sie in Körben in kochendes Wasser und trocknet sie nachmahls. Diese Cochenille ist braunroth, und hat größten Theils den weißlichen Puder verloren, womit sie zuvor bedeckt ist.

Andere tödten und dörren sie sofort in eigenen Oefen, Temascales genannt. Hierdurch erhält sie ein grauliches, roth und weiß marmorirtes Ansehen, heißt daher Jaspeade. Diese wird am höchsten geachtet, sie kommt unter dem Nah-

men Cochenille mesteque (von der Landschaft Mixteca) im Handel vor.

Die dritte Art, sie zu tödten, geschieht auf eisernen Pfannen, die zum Maisbrotbacken dienen, Comales genannt. Dieß gibt eine zu dunkle Cochenille; sie heißt daher Negra.

Ist die Cochenille gut und von lebenden Müttern, so verliert man nur 2/3 am Gewichte durch das Dörren. Im entgegen gesetzten Falle geben 4 Pfund nur 1 Pfund brauchbare Cochenille.

Zwar gibt es noch eine Cochenille, welche man die wilde nennt (Cochenille sylvestre nach Thierry); diese soll sich von der echten nur dadurch unterscheiden, daß sie mit einem weißen wollartigen Wesen überzogen ist, während daß die echte nur wie weißlich bepudert erscheint. Diese schlechtere findet sich auch auf St. Domingo und andern Gegenden Westindiens. Indeß ist die Ausbeute davon zu geringe und zu schlecht, um im Handel wichtig zu werden.

Die Cochenille hat mehrere Feinde. Besonders richtet die Larve oder die Raupe einer Art des Sonnenkäfers (Coccinella Cacti) große Verheerung darunter an; auch sollen noch andere Larven ihnen nachstellen; ja die dortigen Feldmäuse verzehren gern die gute echte Cochenille.

Die ganze Ausbeute der Cochenillen-Zucht ist äußerst wichtig. Im Jahre 1736 wurden sieben hundert tausend Pfund nach Europa gebracht; Raynal setzt zwar nur im Durchschnitt 460000 Pfund, dahingegen andere gültige Schriftsteller gar 880000 Pf. annehmen. Letztere Angabe scheint deshalb nicht übertrieben, weil der steigende Luxus seit 1736, wo bereits über sieben hundert tausend Pfund wirklich eingeführt wurden, leicht diesen Handelsartikel um 100,000 Pfund mag vermehrt haben.

Vormahls galt das Pfund gegen 8 Thaler, jetzt über 10. Dieß kaum bemerkbare Insect bringt mithin jährlich das große Capital beynahe von 9 Millionen Thaler hervor.

Ein so erstaunlicher Gewinn, der dabey so leicht zu bewerkstelligen ist, daß ein einziger Mensch, ein Indier, den man hierzu besonders abgerichtet, eine Nopalerey fast allein besorgen kann, machte längst mehrere Handelsstaaten, die Colonien in Westindien besitzen, darauf eifersüchtig.

In Frankreich erboth sich ein Botanist, Menonville de Thierry, den gefährlichen Versuch zu machen, die wahre lebende Cochenille aus Neu-Spanien zu hohlen, und sie nach St. Domingo zu verpflanzen. Mit größter Gefahr, da man ihm

auf Vera Cruz den Paß, nach Mexico zu gehen, verweigerte, wanderte er 1777, größten Theils zu Fuße nach Guaxaca, dem eigentlichen Sitze der Mestequen-Cochenille; und durch eben so viele Kühnheit als Geistesgegenwart gelang es ihm, viele Nopalenzweige, welche reichlich mit lebendiger Cochenille besetzt waren, glücklich von dort zu entführen und auf St. Domingo zu verpflanzen. Allein Frankreich genoß nicht lange seiner goldenen Beute. Thierry starb bald; sey aus Neid gegen den herzhaften Patrioten, oder aus Unkunde, genug die Nopalenpflanzen wurden nebst der echten Cochenille vernachlässigt und kamen um. Seitdem hat St. Domingo nur die unechte, wilde Cochenille, und Spanien ist von neuem einzig im Besitz dieses bedeutenden Handelszweiges.

Die Cochenille zur Färberey benutzen zu lernen, dieß konnte selbst den roheren Indiern nicht schwer werden. Sobald man nähmlich nur ein volles Weibchen zerdrückt, so färben sich die Finger sehr lebhaft roth. Wir Europäer hatten bey der Benutzung der Cochenille in den früheren Zeiten uns nur des Alauns als eines Zusatzes oder Beitzmittels bedient, um dadurch höchstens carmoisin-, nelken- oder amarantfarb zu färben.

Ganz etwas anders war es aber, unseren prächtigen Scharlach und die übrigen herrlichen Nüancen des schönsten Roths und Purpurs daraus hervor gehen zu lassen.

Hierzu hat allerdings der Gott des Plinius, der Zufall, Anlaß gegeben.

Bey dem berühmten Holländer, Cornelius Drebbel, eben dem, welchem man die Erfindung der Thermometer, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, zuschreibt, stand Cochenillen-Extract, durch kochend Wasser präparirt, vor seinem Fenster, um die Thermometer damit zu füllen. Zufällig war durch Zerbrechung eines Glases, welches Königswasser (Aqua regis) enthielt, etwas davon in jene violett-rothe Tinctur der Cochenille geflossen, und diese war dadurch in die trefflichste hochrothe Farbe verwandelt worden. So weit der Zufall; von der Forschungsgeist des Menschen. Drebbel untersuchte und experimentirte nun über dieses Phänomen, und erkannte endlich, daß das Zinn, womit das Fensterbley gelöthet war, von der scharfen Säure des Königswassers aufgelöset, diese herrliche Farbenveränderung hervor gebracht habe. Dieses merkwürdige Phänomen theilte er seinem Schwiegersohne, dem Schönfärber Kuffelaer in Leyden

mit, und dieser brachte nun die Erfindung zu der großen Vollkommenheit. Er bereitete dadurch das prächtige Scharlachroth, und durch mehrere und verschiedene Arten des Zusatzes, so wohl das schönste Rosa, als auch Purpur und die übrigen reichsten Nüancen, wodurch nicht nur der Kermes, sondern auch der Purpur der Alten tief herab gesetzt, ja letzterer fast gänzlich verdrängt wurde.

Anfangs hieß das Scharlachroth (Ecarlate; ein Wort, welches einige Etymologen für originell deutsch halten, von Schar, Feuer, und Lach, Lacken, andere aber wohl gültiger aus dem Arabischen ableiten) nach dem Nahmen des Erfinders Kuffelaers Couleur. Diese Benennung ist aber, nachdem es durch den Pariser Färber Gobelin noch verbessert und dadurch bey der von diesem genannten Gobelin-Fabrik eingeführt worden, verloren gegangen.

Die Küsten der neuspanischen Provinz Guatimala liefern eine Art der Purpurschnecken, und die Einwohner benutzen sie zur Farbe. Wir sind also wegen Aehnlichkeit der Farbe doppelt berechtigt, hier dieses merkwürdige Product sogleich folgen zu lassen.

Der Purpur, das ist, die Farbe aus mehreren

ren

ren sehr von einander verschiedenen Seeschnecken gezogen, war bekanntlich schon im hohen Alterthume berühmt. Einer unserer gelehrtesten Naturalisten, H. P. Schneider, hat als Commentar zu Ulloas Nachrichten vom amerikanischen Purpur eine sehr schätzbare Abhandlung über diese Materie geliefert, die alles enthält, was bis dahin darüber zu sagen war, worauf ich den wißbegierigen Leser verweise.

Ulloa beschreibt die Schnecken, woraus die Amerikaner noch in unsern Zeiten den Purpur ziehen, als Thiere, deren Gehäuse eine gedrehete Schale hat und unsern gewöhnlichen Schneckenhäusern ähnlich ist. Nach dieser Beschreibung ist es daher wenigstens keine Stachelschnecke oder Murex der Alten, sondern vielleicht eine kleine Schnirkelschnecke (Aelix), denn er gibt ihnen nur die Größe einer wälschen Nuß.

Man findet diesen amerikanischen Purpur aber nicht bloß an der oben benannten Küste des Südmeers, sondern gleichfalls tiefer herab bey Guayaquil.

Die Indianer bedienen sich zweyer Methoden, den Purpur aus diesen Schnecken zu erhalten. Entweder ziehen sie das ganze Thier zuvor aus der Schale heraus, quetschen es, und reissen dann

den Theil, worin sich die Farbe gesammelt hat, von dem übrigen Körper ab; (bey der Purpurschnecke der Alten sammelte sie sich in der Gegend des Halses) oder sie lassen die Schnecke zum Theil in der Schale, und zwingen sie nur durch einen Druck, den färbenden Saft von sich zu speyen. Nachmahls setzen sie dann die Thiere wieder an eben die Steine des Meers, um sie von neuem zu einer ähnlichen Operation hervor zu hohlen. Die Farbe ist anfänglich milchig, dann grün und nur zuletzt wird sie purpurroth. So stufenweise tritt auch bey den in dieser Flüssigkeit gefärbten Fäden die eigentliche Purpurfarbe hervor.

Es sind indeß viele Purpurschnecken nöthig, um einige Unzen Fäden damit zu färben.

Diese Seltenheit der Farbe, sagt Ulloa, erhöhet ihren Werth; und Gage behauptet, daß zu seiner Zeit (1636) die Ehle von Segovischem Tuche, welches damit gefärbt war, 20 Kronen gekostet habe, daher denn nur die größten Herren in Spanien dieses Tuch zu tragen pflegten.

Eine höchst sonderbare Eigenschaft der damit gefärbten Wolle ist es, daß sie zu verschiedenen Stunden des Tages ein verschiedenes Gewicht hat. Dieß ist, nach Ulloa, so gewiß, daß der Verkäufer und Käufer, so bald sie sachkundige

Leute sind, jedes Mahl die Stunde des Verkaufs festsetzen, in welcher die Purpurfäden gewogen und abgeliefert werden sollen.

Uebrigens nimmt die Leinewand diesen Purpur nicht so gut an, als die Wolle.

Die geringe Quantität, welche die Schnecken von diesem Purpur liefern, macht, daß er nie ein wichtiges Handels-Product wird werden können.

Bevor wir die Insecten verlassen, verdient wohl eine Fliegenart einiger Erwähnung. Die Axayacatl, sagt Clavigero, ist eine Sumpffliege des mexicanischen Sees. Sie legt ihre Eyer in so ungeheuren Klumpen an die Binsen, daß man sie nicht nur zum Fischköder, sondern sogar als eßbaren Caviar verbraucht. Bey den Mexicanern und selbst bey den dortigen Spaniern ist dasselbe eine gewöhnliche Speise. Selbst Fliegeneyer dienen also dem Menschen zur Nahrung.

Von diesen kleineren Geschöpfen gehen wir zu den bedeutendern Classen der größeren Thiere über.

Ohne durch Aufzählung der vielen Schlangenarten zu ermüden, worunter einige theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres tödtlichen Gifts (z. B. die Klapperschlange, die Ahuryaktli u. a.) merkwürdig sind, führen wir hier nur einige sonderbare Wasserthiere aus der unübersehbaren

Menge auf, welche die Gewässer von Neu-Spanien beleben.

Einige Küsten von Neu-Spanien haben einen so unermeßlichen Reichthum, so wohl an eßbaren Fischen, als an Cetaceen und an so genannten schwimmenden Amphibien, daß sie zum Theil hiervon den Nahmen sollen erhalten haben. So soll die über dem Vorgebirge St. Elena unweit Guajaquil gelegene Küste Manta von einer dort so häufigen großen Art Rochen (Raga L.) Manta, (d. i. Matratze, denn er sieht auf dem Meere ausgestreckt einem wollenen Felle ähnlich) den Nahmen führen.

Dieses Thier, vielleicht der Stech-Roche (Raja Pastinava) oder der Meeradler (R. Aquila oder R. Batis), ist nach den Zeugnissen des Clavigero und Ulloa ein höchst gefährlicher Feind der dortigen Perlenfischer. Er senkt sich auf diese unglücklichen Menschen herab, überflügelt, umwickelt und erdrückt sie vermittelst der den Rochen eigenen so weit und flügelartig ausgedehnten flachen Seiten des Körpers. Man denke sich den Eindruck, den ein solches Ungeheuer von mehreren Centnern am Gewichte, dessen Maul mit Zähnen, nach Schneiders paßlichem Ausdruck, wie gepflastert ist, auf einen einzelnen

nackten Menschen unter dem Meere machen muß! Schon die Alten kannten die traurige Wirkung dieser Rochen. Plinius bezeugt, die Taucher sähen sie gleich einer dunkeln furchtbaren Wolke auf sich herab steigen, sie suchten sie mit langen scharfen Eisen, welche zu dieser Vorsicht an einem Stricke fest gemacht waren, zu durchbohren. Noch jetzt bedienen sich zu dieser Absicht die Perlenfischer um die mexikanischen und guajaquilschen Küsten eines langen scharfen Messers.

Auch mit Süßwasserfischen ist Mexico sehr reichlich versorgt. Clavigero zählt deren über 100 Arten, welche zur Speise dienen. Besonders ist der See Chalko, gleich bey der Hauptstadt, deßhalb berühmt. Aber nur erst durch v. Humbolds Nachforschungen werden wir erfahren, was es für eine Bewandtniß habe mit der großen sonderbaren Eidechse, welche die Mexicaner Axolotl nennen. Sie lebt im See von Mexico, und ihr Fleisch ist nahrhaft und schmackhaft wie das vom Aale. Schon die älteren Naturalisten von Mexico behaupten, dieß Thier habe eine wirkliche Gebärmutter, die der menschlichen auch in ihren periodischen Wirkungen ähnlich sey. Man würde hierauf nicht sehr achten, wenn nicht Clavigero dieß in unsern Zeiten von neuem für eine von

Augenzeugen bekräftigte Thatsache ausgegeben hätte.

Die Ornithologie dieses milden Himmels ließ bereits den Hernandez 200 Arten Vögel zählen. Clavigero kennt aber in jetzigen Zeiten nur allein der eßbaren Arten mehr als 70; schon hieraus ergibt sich unstreitig eine weit größere Anzahl, als die des Hernandez.

Unter den großen Raubvögeln kommen nun hier bereits die berühmten Gassenreiniger, die Gallinassen (Vultus Aura L.) vor, deren große Anzahl vorzüglich in Süd-Amerika so viel zur Reinigung der Ortschaften und zur Erhaltung einer gesunden Atmosphäre durch Aufräumung faulender thierischer Körper beyträgt. Auch hat Mexico sehr vorzügliche Falken, viele redende Papageyen und mehrere gute Singvögel. Clavigero geht aber sicher zu weit, wenn er behauptet, es gäbe dort Nachtigallen, die den Europäischen nicht nachständen. Er nennt besonders hiervon den Centzontli, welches so viel sagt, als der Vielstimmige, eigentlich von vier hundert Stimmen. Die Beschreibung macht es fast zur Gewißheit, daß dieß die vielstimmige Drossel oder die so genannte amerikanische Nachtigall (Turdus polyglottus L., le Moqueur) ist. Dieser

Vogel, der sich auch bereits in den südlicheren vereinigten Staaten von Amerika findet, hat freylich das höchst seltene Talent, die Stimmen sehr vieler Vögel täuschend nachzuahmen, wird aber stets vor allen Ohrenzeugen, welche beyde Vögel kennen, unserer Nachtigall in Rücksicht der Trefflichkeit des Gesangs nachgesetzt.

Der merkwürdigste Vogel von Neu-Spanien ist aber in mehr als einer Hinsicht der Colibri. Das ganze Geschlecht ist zwar auf Amerika beschränkt, aber Neu-Spanien ist einer der Hauptsitze davon. Jetzt steigt die Summe der Arten dieser schönsten aller Vögel bereits gegen 70, wovon Neu-Spanien in seinem ganzen Umfange vielleicht ein Drittel enthalten mag, da diejenigen, welche sich auf den Antillen finden, gleichfalls hier fast alle zu Hause sind. Und durch dieß Geschlecht der Colibris hat die Natur wahrlich die animalische Welt der westlichen Hemisphäre auf das trefflichste ausgezeichnet. Denn welch ein herrliches Geschöpf ist nicht dieser Vogel! Ein Meisterstück im Kleinen, von allem, was man sich Holdes und Schönes bey einem befiederten Wesen denken mag.

Die feinste Gestalt ist mit Federn bedeckt, die alle Farben des Regenbogens, durch Gold- und Silber-Glasur erhöhet, von sich strahlen. Das

schwarze Auge ist feurig. Der Schnabel nur wie eine feine gekrümmte Nadel, nicht zu grober Nahrung gebildet, dringt in den Kelch der Blumen, und die Zunge saugt daraus, wie bey den Bienen, den Honig. Sein Gesang ist vielmehr ein sanftes, liebliches, aber doch deutliches Sumsen. Mit der Leichtigkeit des Zephyrs segelt er fort, und schwebt wie ein Dämmerungsvogel (Sphinx) über seine Lieblingsblumen.

Und wie schön, ganz dem lieblichen Thierchen angemessen, ist nicht sein Bau! Das Nest, ein Sphäroid von angenehmer Form und bewundernswürdiger Nettigkeit gebauet, ist auf das zarteste mit Seide und Baumwolle austapezirt, und hängt mit vieler Vorsicht zwischen den elastischen dünnsten Zweigen der Orangen- und Pumpelmoosbäume, um es gegen große Schlangen zu schützen. Hier brüten Männchen und Weibchen wechselsweise mit innigster Aelternliebe die Eyer, oft kaum größer als eine Erbse, und die Jungen, welche Anfangs nur die Größe einer Fliege haben. Völlig ausgewachsen wiegt der kleinste Colibri etwa 20, nach Einigen gar nur 6 Gran. Das Weibchen sitzt häufiger und länger, während daß das muntere Hähnchen wachsam den vergoldeten Federbusch (eines der Unterscheidungszeichen von

dem Weibchen) erhebt, und jeder Gefahr Trotz biethet. Nahet sich der starke Dickschnabel (gros bec, vielleicht ein Neuntödter, Lanius L. oder kleiner Sperber!) um die Jungen zu erbeuten, dann verwandelt die Vaterliebe das kleine schwache Thierchen in den unerschrockensten Kämpfer. Mit Wuth fliegt er dem starken Feinde entgegen, und dieser, der bereits seinen Gegner kennt, flieht mit ängstlichem Geschrey; aber der Colibri verfolgt ihn, klammert sich, so bald er ihn erreicht, mit seinen kleinen Krallen unter die Flügel des Dickschnabels fest, und bohrt mit dem pfriemenartigen scharfen Schnabel gefährliche Wunden.

Ein wonnevoller reitzender Anblick ist eine gezähmte Familie dieser schönsten Vögelchen. Der Pater Mondidier war auf den Antillen so glücklich durch Auffindung eines Colibri-Nestes mit den Jungen, sich gleichfalls den Besitz der Aeltern zu verschaffen. Er setzte das Nest in sein Fenster; nun kamen die Alten, verloren alle Furcht und erzogen die Jungen. Er bereitete ein Gemische von Zwieback, spanischem Wein und Zucker; hierin tauchten die Vögelchen ihre kleinen Zungen und sogen sich satt. Bald schwärmten mit freudigem Gesumse alle vier Colibris zutraulich und mit innigstem Behagen um ihren Wohlthäter

im Zimmer umher, flogen aus und kehrten wieder zu der Wohnung zurück. In diesem Genusse verstrichen fünf volle Monathe, als plötzlich eine mörderische Ratte dem Glücke des Franzosen ein Ende machte, und die ganze Familie verschlang.

Die Colibris sollen sich durch eine andere Sonderbarkeit von allen Vögeln der wärmeren Regionen auszeichnen. Selbst in Neu-Spanien halten sie einen Winterschlaf, so wie man dieß bey uns von den Schwalben behauptet.

Schon Hernandez und Gomara bezeugten von den Vicicitli's, den Colibris, sie stürben (erstarrten) im October auf einem Zweig angeklammert, und erwachten nur erst im Aprill; daher rühre dort der Nahme, Huitzitzilin, der Wiedererweckte.

Dieß ward von Neueren deßhalb geläugnet, weil die Colibris auf St. Domingo in jedem Monathe lebend gefunden werden. Clavigero, ein Bewohner Neu-Spaniens, bürgt aber jetzt von neuem für das Erstarren des Colibris in Mexico. Vielleicht leidet das Thier in noch wärmeren Gegenden von Amerika keinen Winterschlaf.

Von diesem schönsten Geschlechte der Vögel zogen die alten Mexicaner einen Artikel des Luxus und der Kunst. Denn wenn gleich ihre wirk-

lichen Mahlereyen nur grob und schlecht waren, so mahlten sie dagegen sehr künstlich mit den Federn der Vögel; oder richtiger, sie gaben eine Darstellung von Blumen, Thieren und Landschaften durch eine Art von Mosaik von Federn, welche sie auf das künstlichste hierzu zusammen setzten oder neben einander steckten. Acosta, Gomara und jetzt Clavigero, machen uns davon folgenden Begriff. Die schönsten Vogelfedern von allen Farben, und daher ganz vorzüglich die Federn der Colibris, wurden den todten Thieren mit sehr feinen Zangen (pincettes) ausgezogen und nach ihren Nüancen zusammen gelegt. Mehrere Künstler vereinigten sich bey einer größeren Arbeit dieser Art; und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Feder-Mosaik.

Nach dem vorgelegten Originale sey es eine natürliche Blume, oder Thier, oder ein Gemählde, wählten sie nun die Federn, klebten sie einzeln neben einander vermittelst eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeugen, und setzten diese dann so genau auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zusammen, daß es dem Auge unbemerkbar war, und ein treffliches Ganze bildete. Hierzu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft kostete es den Aufwand vieler Stunden, um gera-

de eine einzige genau passende Nüance der Farbe unter den Federn aufzufinden. Diese Mosaik erschien, dem ersten Anblick nach, völlig wie die schönste Mahlerey, und zwar von den blendendsten, unveränderlichen, durch Goldglanz verschönerten Farben. Dem Papst Sixtus dem Fünften ward eine solche Feder-Mosaik vorgelegt, welche das Bild des heiligen Franciscus vorstellte, nur dann erst, als er sich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das schöne Bild nicht länger für ein wirkliches Gemählde.

In der Provinz Mechoacan, besonders in dem Flecken Pascaro, treibt man diese Kunst aufs höchste. Man copirt auf das getreueste die schönsten Gemählde, man verfertigt dergleichen bis zu der Größe nnd Feinheit der Miniatur-Gemählde, die man in die Breviere legt.

Doch genug von der Ornithologie von Neu-Spanien; wir eilen zu den vierfüßigen Thieren und zu dem Menschen selbst.

Ohne selbstig zu scheinen, darf ich doch anführen, daß es nirgend so bestimmt vorgetragen ist, als in der zoologischen Geographie *), bis zu welchem Breitengrade hinab die Quadrupeden der

*) Im 3ten Th.

alten und neuen Welt aufhören, sich einander gleich zu seyn. Man kann daher in den mittäglichen Regionen von Amerika größten Theils auf andere Quadrupeden als die der alten Welt rechnen; ein Phänomen, das im Grunde den Geologen wenigstens eben so sehr interessirt, als den Naturhistoriker.

Aber noch jetzt herrscht eine große Dunkelheit über die Säugthiere von Neu-Spanien, die hoffentlich gleichfalls durch unseren jetzt so berühmten R[illegible]er zerstreut werden wird. Offenbar gibt es dort ein oder mehrere hirschartige Thiere, die unter den Nahmen der Mazamen bekannt sind. Hernandez führt deren mehrere Arten an, worunter eine ganz weiße ist, die die dortigen Gebirge bewohnt. Alle sind indeß kleinere Thiere als unsere Hirsche, und nach Einigen kommen sie den Ziegen, vielleicht den Gazellen, in Ansehung der einfachen Hörner nahe.

Etwas gewisser sind wir über die Raubthiere dieser Länder. Wir kennen von bedeutenden Katzenarten den fälschlich so genannten dortigen Löwen, den Cuguar; ferner den Ozelot und noch einige Tiegerkatzen. Hier leben denn auch einige wilde Hundesarten, z. B. die Coyotl oder Coyote von schwarz und weiß gemischtem Felle; der Größe

nach zwischen dem Fuchse und dem Wolfe. Er richtet große Verheerungen unter den Herden an, verfolgt die Rehe, und wagt sich selbst zuweilen an Menschen. Wie weit er von unserem Wolfe verschieden ist, scheint noch unbestimmt. Noch weniger weiß man, ob die sonderbaren Arten der Hunde, welche die Europäer zuerst in Amerika vorfanden, Alco, oder Techiki genannt, jetzt noch dort vorhanden sind, da man eigentlich keine weitere bestimmte Nachricht darüber hat, als was uns Clavigero, fast gerade wie vormahls die alten Naturhistoriker von Mexico darüber erzählt. Unter diesen hundeartigen Thieren war dann auch eine bucklichte und eine kleine eßbare Gattung.

Bey dem Affen kommen hier gleichfalls mehrere Ungewißheiten vor. So viel scheint indeß, aller Einwendungen des Clavigero ungeachtet, ausgemacht, daß alle dortige Affen langbeschwänzte kleine Thiere sind, die sich mit unseren Pavianen und andern großen Affen nicht vergleichen lassen.

Mehrere der sonderbaren Thierarten, welche der neuen Welt eigen waren, sind schon in der ersten Abhandlung vorgekommen. Hierzu kann man noch das Stachelschwein mit dem Wickelschwanze (Hystrix prehensilis) und einige andere Quadru-

peden setzen, wovon weiterhin in der Beschreibung der südlichern Theile von Amerika, denen sie mit Neu-Spanien gemein sind, Nachricht gegeben werden soll. Bis dorthin mag auch das sonderbare wilde Schwein, der Pecari, verbleiben, und die Merkwürdigkeiten des Thierreichs von Neu-Spanien mögen mit einer Nachricht des Thierry von den dortigen Vampyren oder Blutsaugern endigen.

Dieses Thier (Vespertilio Spectrum, Linn.) ist eines der größten unter den Fledermäusen. Es hat die Gewohnheit, zur Nachtzeit sich an die größeren Thiere, ja selbst an den Menschen zu machen, ihnen eine Ader zu öffnen, und vermittelst seiner scharfen Zunge ihnen das Blut auszusaugen; beym Menschen wählt es gewöhnlich die Zehen.

Thierry, eben jener Märterer der Cochenille, fand, unweit Quicotlan im Mexicanischen, des Morgens, da er sein Maulthier besteigen wollte, das Thier äußerst ermattet und ganz mit Blute bedeckt. Eine genauere Ansicht zeigte, daß der Vampyr ihm zwischen dem linken Ohr und der Mähne eine Ader aufgebissen, und ihm mehr als 4 Maß Blut abgezapft hatte. Man erzählte, daß, so bald sich eine solche Harpye eines Thieres be-

mächtigt und die Ader eröffnet hätte, so sammelten sich mehrere dieser Vampyren, um an der Quelle ihren Blutdurst zu löschen.

Wir gehen jetzt zu dem Original-Bewohner dieses schönen und gesegneten Landes selbst.

In einem Lande von viel tausend Quadrat-Meilen unter dem schönsten Himmel gelegen, von zweyen Seiten vom Ocean eingefaßt, durchschnitten von großen beeiseten, zum Theil vulcanischen Gebirgen, so wie von denen von dort aus nach Osten und Westen herab strömenden Flüssen; überdieß bewässert durch sehr ansehnliche Seen *) in einem mit der reichsten Fauna und Flora ausgesteuerten Lande, da both die Natur alles auf, den Menschen ein bequemes, fröhliches Daseyn zu schenken. Weder der Mangel an Nahrung, noch die Rauhigkeit des Klima's konnte seinen Körper verkrüppeln oder seinen Geist beugen und zum Mißmuth stimmen. Die reiche Abwechselung der schönen Natur mußte ihn vielmehr schnell entwickeln, durch Darbiethung so vielfacher Reitze und erhabener Scenen die Seele wecken, und mannigfaltige Talente aus ihm hervor gehen lassen.

Wenn dann der Ureinwohner diesem nicht ent-

*) Z. B. die Seen Nicaragua, Chapallan, Pazquasa, Chalco, Fezcuco u. a.

spricht, so darf man annehmen, daß entweder die Natur des Landes selbst noch zu wenig Kraft hatte, zu wenig ausgebildet, zu jung war, um mit gehöriger Stärke auf den dortigen Menschen wirken zu können, oder daß die heutigen Einwohner ein solches Land noch nicht lange genug bewohnt haben, um mit Nationen verglichen werden zu können, welche in andern Theilen der Erde einem ähnlichen Klima mehr entsprechen.

So weit auch nur die Geschichte von Mexico ins Alterthum hinauf reicht, so bestätigt sie wirklich die Ansiedelung nördlicher wohnenden Nationen, die aus ihrer rauhern Heimath durch irgend eine Ursache getrieben, Mexico zu ihrem neuen Vaterlande wählten. Dieser Fall paßt für die zweyte Hypothese. Es mußten hiernach sehr viele Jahrhunderte verfließen, bevor der Mensch der rauheren Zone ganz die glückliche Bildung des Körpers und des Geistes annahm, welche ihm der mildere Himmel, die reichere wohlthätigere Natur seiner neuen Heimath einzudrücken vermochten.

Die Toltecas soll diejenige Nation gewesen seyn, welche gegen das siebente Jahrhundert die große Wanderung vorgenommen hat. Sie zog aus einem nordwestlich liegenden Lande nach Ana-

huac (Mexico) und ließ sich dort nieder. Aber diese Nation soll dieß Land nur etwa 400 Jahr bewohnt haben. Durch Unglücksfälle aufgerieben, wanderte sodann eine andere noch höher nach Norden wohnende zu diesem südlichen, milderen Erdstrich hinab, und nahm davon Besitz; sie nannten sich die Chechemekas.

Es ist hier nicht der Ort, diese Untersuchungen weiter zu treiben; genug, auch in der neuen Welt wie in der alten war der Norden die große Quelle, woraus sich der Ueberfluß der Menschheit nach Süden ergoß.

So viel ergibt sich indeß, daß durch diese Völkerwanderungen nur noch ein Gemisch von Nationen in Anahuac, und also auch in dem heutigen Neu-Spanien zurück blieb, dessen größter Theil aber aus dem Chechemekas bestand. Und wenn die alten Sagen die südlichern Toltecas für eine friedliebendere, mehr dem Ackerbau und den Künsten zugethane Nation ausgeben, als die roheren aus dem höheren Norden entsprungenen Chechemekas, so mußten, da letztere die Oberhand hatten, ihre Abkömmlinge, die Mexicaner, auch eine mehr zum Kriege geneigte Nation seyn, die aber dennoch die Rudera der Künste ihrer Urväter zu ihrem Nutzen beybehielt. In uns nä-

her liegenden Zeiten sollen nachmahls noch andere Nationen sich in diesen Gegenden angesiedelt haben, und die Mexicaner, welche Cortez vorfand, waren daher selbst ein Gemisch vielartiger Stämme, die sich endlich größten Theils in ein Ganzes vereinigt hatten, und die guten und schlechten Eigenschaften ihrer Väter an sich trugen.

Neu-Spanien umfaßt aber jetzt ein sehr großes Gebieth. Es geht vom 21. Breitengrade bis gegen den 9. hinab, und hat daher in sich selbst schon durch diese Erstreckung und noch mehr durch das darüber fortlaufende Gebirge eine bedeutende Abwechselung des Klimas.

Indeß hat die Vereinigung unter einer und derselben Regierung, die daher entstandene ziemlich gleichförmige Behandlung der Menschen, nothwendig die sonstigen Unterschiede der verschiedenen Nationen, welche diese mannigfaltigen Länder bewohnen, ziemlich vermindert, wenn gleich nicht gänzlich aufgehoben; es hat sie wenigstens einander gleichförmiger gemacht.

Die heutige Bevölkerung von Neu-Spanien läßt sich hauptsächlich auf zwey große Hauptclassen von Menschen zurück bringen, die sodann in mehrere Unterabtheilungen zerfallen.

Der erste Platz gebührt hiervon der Original-

Race, den Amerikanern, d. i., den reinen Abkömmlingen von denjenigen Menschen, welche die spanischen Eroberer dort vorfanden; wir wollen sie hier stets durch den Nahmen Indianer bezeichnen.

Die zweyte Classe nehmen die dort angesiedelten Fremden ein, die aus unserer Hemisphäre auf irgend eine Art jetzt dort einheimisch geworden sind.

Diese zweyte Classe hat nun mehrere Abtheilungen, welche unter sich selbst außerordentlich verschieden sind.

Den obersten Rang behaupten unstreitig die jetzigen Herren des Landes, die Spanier und sonstigen Europäer, ohne weitere Vermischung mit den Indianern. Die reinen Abkömmlinge hiervon sind bekanntlich die Creolen *).

Sodann folgen die Afrikaner, die Neger, wovon fast alle dort als freye Leute leben, und sich zum Theil unter sich verheirathen.

Endlich folgen die aus der Vermischung dieser Hauptracen entsprungenen Varietäten; die Spanier nennen sie Castas, Castizen. Die Verschiedenheit dieser Menschen muß sehr vielfach

*) Man sehe den zweyten Jahrgang.

seyn. Ein Europäer bringt mit einer Indianerinn einen andern Menschen hervor, als mit einer Schwarzen; ein Indianer mit einer Creolinn einen andern, als mit einer Negerinn. Diese Abstufungen gehen begreiflich ins Unendliche, so bald man zugleich auf den Abstand von dem ersten Stamm mitrechnen will; denn ein Creole des dritten Gliedes entfernt sich bereits mehr von dem Original-Spanier, als der Creole des ersten Gliedes der nächsten Abstammung. Der zweyte Jahrgang dieses Taschenbuches hat über diesen Gegenstand weitere Auskunft gegeben *).

Die erste, die Hauptrace, der **Indianer**, ist ein gutgewachsener Mensch von mittelmäßiger Statur, wohlproportionirt; äußerst selten sieht man einen ungestalteten oder fehlerhaft gebildeten. Die Stirn ist bey den Indianern niedrig, ihr Anblick nicht zuvorkommend, ihre Zähne sind weiß und fest, ihre Farbe gesund, aber röthlichbraun, fast olivenfarbig; doch sind nach Thierry's Zeugnisse die Weiber ziemlich weiß, haben sehr sanfte Züge, ja man kann sagen, daß sie beynahe durchgängig schön sind. Er sah sogar eine reitzende Brünette mit den schönsten blauen Au-

*) A. a. O.

gen. Dieß ist dann vielleicht eine Ausnahme; denn sonst ist ihr Auge dunkel, wie das schwarze, starke, lange glänzende Haar. Es ist übrigens falsch, das ihnen alle Haare am Körper und am Barte mangelten, nur muß doch selbst Clavigero gestehen, daß der Bart sehr dünnhaarig ist. Ihre Sinne, besonders das Gesicht ist scharf und dauert bis in das höchste Alter; denn es ist nichts Ungewöhnliches, hundertjährige Greise unter ihnen zu finden.

Von Temperament sind sie phlegmatisch, gutartig, treu, sanft, unterwürfig, arbeitsam, zuvorkommend und gastfrey. „Ueberall," sagt der Franzos, „tönte mir ihr Gruß freundlich ent„gegen, und wie sehr habe ich nicht Ursache ih„re gute Aufnahme zu loben." Auch scheint es ihnen nicht an Industrie zu mangeln, nur werden sie gar zu hart, fast wie die Sclaven mit Arbeit überlastet. Sie müssen Frohndienste bis 8 d. Meilen weit von ihren Dörfern thun, und ungeheure Lasten schleppen.

Von ihrer Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe zeugt folgender Zug, den Thierry erzählt. Ein Pferdevermiether, dort Topith genannt, hatte den Franzosen übersetzt. Er beklagte sich darüber bey dem Gastwirth, und ohne seinem Gast zu

antworten, sah dieser plötzlich den Alcade und seinen Besitzer mit dem Topith erscheinen; letzterer ward mit großem Ernste und Ruhe verurtheilt, sofort das zuviel genommene Geld, 2 Piaster, wieder zu ersetzen. Auch mehrere Züge wahrer Herzensgüte und Theilnahme der Indianer hat uns dieser Reisende aufbewahrt, man darf daher allerdings dem Clavigero trauen, wenn er an seinen indianischen Landsleuten Großmuth und Uneigennützigkeit als Hauptzüge ihres Charakters rühmt.

Im gemeinen Leben sind sie ernsthaft und streng, reden wenig. Dennoch gesteht Clavigero selbst, daß das Mißtrauen gegen Fremde sie oftmahls zu Lügen und Betriegereyen verleite. Freylich kann man einer so sehr von Fremden unterdrückten Nation dieß nicht sehr verargen, besonders wenn man bedenkt, daß in den ersten Jahrhunderten die Intoleranz und der niedere Geitz ihrer Ueberwinder Millionen von ihnen umkommen ließ.

Auch ist ihre Population noch jetzt so geringe, daß Thierry oft meilenweit in dem herrlichen Lande keine Dorfschaften sah, und es 20 Mahl so geringe bevölkert hält, als Frankreich vor der Revolution.

Man erstaunt aber fast nicht minder über die ehemahlige Barbarey der Eroberer von Mexico, als über diese Härte, welche die Spanier noch jetzt gegen die harmlose Nation ausüben. Coreal und noch jetzt Thierry geben ein trauriges Gemählde von der Gier der dortigen spanischen Vorgesetzten. „Die Unterkönige, sagt Coreal, spielen mit ihren „Unterbeamten unter einer Decke. Sie saugen „die Indianer bis auf das Mark aus; sie ver„kaufen die Gerechtigkeit um Geld, sind gegen „die offenbarste Billigkeit blind und taub. Das „ganze Land ist voll elender Leute, die vor Ar„muth verschmachten und ihre Noth auf das kläg„lichste vorstellen; aber niemand hört darauf. „Zu diesem ungerechten tyrannischen Verfahren „kommt noch eine gleich große Unwissenheit. Bey „zwey Rechtsfällen, davon der eine gerade das „Gegentheil des andern war, hörte ich einerley „Urtheil fällen. Umsonst suchte man dem Richter „den Unterschied dieser Fälle begreiflich zu ma„chen. Doch endlich erheiterten sich einiger Ma„ßen die Ueberlegungskräfte des Oberrichters „(Corregidor); er erhob sich von seinem Stuhle, „strich seinen Knebelbart, und schwur bey unse„rer lieben Frau und bey allen Heiligen, die „lutherischen Engländer hätten ihm seine Bü-

„cher,

„cher, besonders die des Papstes Justinia-
„nus, woraus er die zweifelhaften Fälle zu
„entscheiden pflege, gestohlen; allein er wolle die
„Hunde alle mit einander verbrennen lassen, wenn
„sie wieder nach Neu-Spanien kämen."

Wenn also in der frühern Periode des edlen las Casas die unglücklichen Indianer gemartert und aufgerieben wurden, so sieht man, daß zu den Zeiten des Coreal, der 1669 nach Mexico ging, die traurige Lage der Indier nicht sehr gebessert war.

Die Unwissenheit der dortigen Herren erstreckt sich auch selbst auf die Geistlichkeit. Man erstaunt über die Beyspiele, welche Gage, selbst ein Mönch und Missionär, und Coreal nicht nur von ihrer Unwissenheit, sondern zugleich von ihrer dissoluten Lebensart und von ihrem Geitze beybringen.

Thierry zeigt aber besonders die jetzt noch fortdauernde Mißhandlung der harmlosen Indianer. Sie werden hauptsächlich von dem unwissenden Unterbedienten deßwegen, sagt er, so hart geängstiget, weil diese stets noch in dem Wahne stehen, sie hielten heimliche Schätze und Gold verborgen. Dennoch ergab sich auf das deutlichste, daß diese unglücklichen Menschen oft keinen deut-

lichen Begriff hatten von einer spanischen Goldmünze; ja es war zu Zeiten unmöglich, ein Pezzo doro in einer ansehnlichen Ortschaft gewechselt zu bekommen.

Bey allem Drucke versehen sie indeß ihre Arbeit und ihre Aemter mit größter Treue; man wählt nähmlich die Indianer zu Alcaden. Begreiflich leben sie dabey sehr kümmerlich. Einige Tordillas, oder ein wenig gerösteter Mais, ist schon etwas Gutes, ein Hühn aber etwas Außerordentliches, woran dann auch eine ganze Familie Theil nimmt.

Als hätte die gütige Natur diese Ungerechtigkeiten vorher gesehen, so sehr sucht sie den Zustand der Indianer durch die vielen dort wildwachsenden Cactus-Arten oder Fackeldiesteln und ihre Früchte zu erleichtern.

Schon im vorigen Jahrgange *) ist der Werth der Pitahajas für Californien hinreichend aus einander gesetzt; hier füge ich nur hinzu, daß die Indianer in ganz Neu-Spanien gleiche Vortheile davon genießen. Thierry fand sogar in Guaxaca eine Art der Opuntien, deren lange, schmale, spitze Blätter in Wasser gekocht, mit zerlassener

*) M. s. den 4. Jehrgang S. 256 u. f.

Butter, oder ungesalzenem Schmalze wie Spargel gegessen wurden.

Mit so dürftigen Speisen und dem einfachen Wassertrunk, der höchstens mit jenem geistigen Saft der Agave, mit der Pulche, zuweilen abwechselt, fristet der treue, arbeitsame, schwergedrückte halbnackte Indianer, vormahls der Herr dieser reichen, unermeßlichen Länder, jetzt sein Leben!

Wir werden sehen, ob dem Bewohner der noch südlicheren Theile der neuen Welt ein besseres Loos ist zu Theil geworden; denn da schon vormahls der Neger und der Creolen gedacht ist*), so gehen wir nun zu der dünnen Erdzunge, welche Nord- und Süd-Amerika zusammen hängt, nähmlich zu

Panama, Darien und sodann zu der Terra firma der Spanier.

Höchst merkwürdig bleibt stets die Landenge der Provinzen Veragua, Panama und Darien. Die über sie hinlaufenden Kettengebirge, eine Fortsetzung der Cordilleren, waren wohl die ein-

*) M. s. den 1sten und 2ten Jahrgang dieses Taschenbuches.

zigen Strebepfeile, welche den Wellen Trotz bothen, und hierdurch das völlige Zerreissen der beyden Theile der neuen Welt verhinderten.

Wie wenig fehlt sonst daran, daß der Ocean nicht auch diese dünne Erdzunge zerstückelt hätte! Man sehe nur, wie tief das Meer an verschiedenen Orten bereits hinein gedrungen und das Land aufgelöset oder ausgehöhlt hätte. Kann z. B. wohl ein geringerer Zusammenhang des festen Landes noch übrig seyn, als der beym See Nicaragua in der Papageyen-Bay, über den 11. Breitengrad. Denn das Land, welches hier kaum noch ein Paar englische Meilen in der Breite hält, ist selbst durch einen natürlichen Canal, den Fluß Partida, vom Südmeere bis zum See Nicaragua durchschnitten; und auf der anderen Seite führt der St. Johannesfluß von diesem Landsee gerade ins atlantische Meer. Eben so tritt dieses Meer bey der Admirals-Bay, besonders unweit Bocca del Foro (gegen den 8. Br. Gr.) sehr tief in die Erdzunge hinein. Aehnliche Fälle finden sich bey Panama selbst und beym Golf von St. Michael, wo die Flüsse Chagre und bey letzterem St. Maria die natürlichen Canäle zwischen beyden Meeren fast gänzlich vollendet haben.

Wie ist es möglich, darf man bey genauer

Ansicht der Karten von diesen Ländern ausrufen, daß die gescheiden, handelssüchtigen Europäer nicht schon seit Jahrhunderten irgend einen dieser von der Natur gleichsam vorgezeichneten Canäle eröffnet und fahrbar gemacht haben!

Selbst für den spanischen Handel wäre der Werth erstaunlich groß. Alle Schätze und Producte von Chili und Peru, welche jetzt mit unglaublichem Aufwande von Zeit, Kosten und Mühseligkeit auf Maulthieren nach mehreren Häfen am Südmeere oder gar nach Portobello geschleppt werden, würden sodann nur in der ihnen zunächst gelegenen Rehde vereinigt, um hierauf nach jenem großen Central-Hafen, der am Canal zum atlantischen Meere führt, zu Wasser, und von dort sofort zum Mutterlande oder überhaupt nach Europa gebracht zu werden.

Unberechenbar wäre das Leben, der Handel, die Gewerbe, und daher der Gewinn in Friedenszeiten bey einem bequemen Durchgang durch diese Meerenge von allen Handels-Nationen Europens! Nun wäre der große Fahrweg von Nord-Amerika und von ganz Europa nach Ostindien, China, ins Südmeer und umgekehrt, eröffnet, und auf diese Weise Tausende von Meilen abgekürzet; der ganze Welthandel könnte eine andere

Richtung erhalten, und Spanien könnte hier dem gesammten handelnden Europa einen Zoll abnehmen, der mit Billigkeit, Rechtlichkeit und Ordnung geführt, wegen der großen Frequenz ihm eine perennirende Goldgrube würde. Eine einzige Million mit Sachkunde zu der Führung eines großen Durchschnitt-Canals von Amerika angewendet, brächte sicher jährlich mehrere Millionen in des Königs Schatzkammer.

Dieß Unternehmen, dessen hoher Werth so sehr in die Augen fällt, ist indeß noch nicht im Werke, und es wäre nicht unmöglich, daß ein Unternehmer dieser Angabe noch jetzt die Antwort erhielte, die vor einigen vierzig Jahren ein Grand'Espagne über diesen Vorschlag gab. „Wenn, sagte er, ein solcher Canal hätte da seyn „sollen, so hätte ihn ja Gott sicher selbst gemacht!"

Diese Landzunge begreift jetzt drey wichtige Provinzen, Veragua, Panama und Darien. Die in der Mitte gelegene Provinz Panama enthält nicht nur die Stadt gleiches Nahmens als Hauptstadt der drey Provinzen, welche zusammen genommen auch das Königreich Terra firma genannt werden; sondern ihr gehört gleichfalls auch der berühmte See- und Handelshafen Portobello.

Traurig ist es, daß diese Länder bis jetzt zu

sehr wegen ihres bösartigen Klima's bekannt sind. Das Klima ist an einigen Orten, z. B. besonders das von Portobello, vorzüglich dem Ausländer so sehr zuwider, daß in etwas früheren Zeiten keine Frau es wagen durfte, dort ihre Niederkunft zu halten; man brachte sie deßhalb schon im 4ten oder 5ten Monathe der Schwangerschaft nach Panama. Die muthvolle Frau eines angesehenen Beamten machte dieser übertriebenen Furcht endlich ein Ende. Sie hielt ruhig in Portobello ihr Wochenbett und zwar sehr glücklich. Seitdem sind mehrere ihrem Beyspiele gefolgt. Indeß ist es unläugbar, daß diese Gegend dem Europäer äußerst gefährlich und nicht ohne Ursache der Kirchhof der Spanier heißt: Ulloa dehnt dieß mit Recht weiter aus, er nennt sie den Kirchhof aller fremden Nationen.

Man rechnet nähmlich, daß wenn die Schiffe sich hierselbst einige Zeit aufhalten, entweder die Hälfte oder wenigstens ein Drittel der Mannschaft, aller angewandten Fürsorge ungeachtet, begraben wird.

Die Hauptursache dieser Schädlichkeit des Klima's liegt in der mit sehr großer Hitze verbundenen Feuchtigkeit.

Bey einer ungeheuern Hitze strömt das Was-

ser in den Monathen December bis im May durch fast ununterbrochene Gewitterschauer aus den Wolken herab. Das stäte Krachen des Donners, das aus den Gebirgen, welche die Stadt umgeben, wiederhallet, so wie das Geschrey, welches sodann die Waldthiere, vornehmlich die Tiegerarten und Affen, erheben, dieß zusammen macht einen furchtbaren Eindruck auf den Fremdling. Dabey hindern die dicken Waldungen den zum Austrocknen nothwendigen Grad von Ausdünstung. In einem solchen Klima gedeihen denn alle organische Körper, vorzüglich diejenigen, welche der Feuchtigkeit bedürfen, auf eine in Euro pa durchaus unerhörte Weise.

Die Anzahl der Schlangen, Hundertfüße, Scorpionen und Mosquiten auf dieser ganzen Küste übersteigt allen Glauben. Wenn es in der Nacht geregnet hat, sagt Ulloa, dann scheinen die Gassen und offenen Plätze gleichsam gepflastert mit sechs Zoll langen Kröten; man kann keinen Fuß niedersetzen, ohne einige davon zu zertreten.

Unstreitig könnte auch hier die Fürsorge des thätigen Menschen durch Umhauen überflüssiger Waldungen, Austrocknen der Moräste und Urbarmachen des herrlichsten, jetzt ungenutzten Bo-

dens Wunder bewirken, und viel Tausend dürftige Einwohner in glückliche Menschen verwandeln; allein Spanien hatte stets zu große Besitzungen und zu große Fahrlässigkeit gegen alles, was nicht im ersten Augenblicke entweder selbst Gold einbringt, oder sich doch sofort darein verwandeln läßt.

So viel Widriges aber auch Portobello in Rücksicht des Klima's haben mag, so ist und muß es dennoch, fast auf eben die Art als Vera Cruz, stets einer der wichtigsten Plätze der Erde seyn. Ihr guter Hafen an dem atlantischen Meere auf dem schmalesten Theile der Erdzunge, und ihr geringer Abstand von Panama, haben hierher die großen Messen gelegt, welche die Handlung von Peru und Spanien mit einander verbinden.

Die Galleonen, auf welchen die edeln Metalle von Peru nach Spanien geführt werden, gehen von dort zuerst nach Carthagena. Hier warten sie bis zur Ankunft der peruanischen Flotte in Panama. So bald sie von der Ankunft derselben Nachricht erhalten haben, segeln sie nach Portobello. Dann wird dieser sonst unbedeutende Ort, dessen Population bis dahin auf Neger, Mulatten und eine geringe Garnison beschränkt ist, plötzlich in einen der lebhaftesten Handelsorte umge-

schaffen. Auch heißt die Zeit vor der Ankunft der Galleonen dort die todte Zeit. Die Preise der Wohnungen steigen sodann so ungeheuer, daß ein mittelmäßiges Zimmer nebst einer Kammer für die 40 Tage der Messe oft über 1000 Pesos einbringt.

Die Metalle und übrigen Waaren aus Peru werden von Panama aus, woselbst sie von Peru und Chili zu Schiffe kommen, auf Maulthieren eingeführt. Mehrere Züge von Maulthieren, jeder von 100 Thieren, tragen die Kisten mit Silber und Gold. Dann sind die Häuser mit Menschen, der Markt mit Gold und Silber, theils gearbeitet, mehr aber in Stangen, angefüllt. Die übrigen Waaren von Peru, z. B. die China-Rinde, Cacao, Vigogne-Wolle, Bezoar u. a. kommen auf dem kleinen Flusse Chagre, der unweit des Dorfes Cruces 5 Meilen von Panama entspringt, zum Hafen von Portobello herab; denn dieser Fluß, eigentlich Rio de Lagartos genannt, läuft in das atlantische Meer. So bald die Austauschung dieser Waaren und zum Theil der Metalle gegen europäische Güter Statt gehabt hat, kehren die Galleonen wieder nach Carthagena zurück, und sie gehen von dort nach der Havana.

Hier vereinigen sie sich mit der Flotte, welche zugleich die grossen Reichthümer aus Vera Cruz an sich gezogen hat, und so segelt dieses ganze Geschwader, durch mehrere spanische Kriegsschiffe geschützt, in sein gemeinschaftliches Vaterland. Die Reise der Galleonen von Spanien begreift bis zu ihrer Rückkehr nach Cadix gewöhnlich zwey Jahr.

Bey jener reichen Messe von Portobello ist aber nichts mehr zu bewundern, als die einfache Art des Handels und das unbeschränkte Vertrauen, welches bey dem Umsatze von so vielen Millionen herrscht. Es wird kein mit reichen Gütern angefüllter Ballen einmahl geöffnet, keine Kiste Gold oder Silber untersucht. Dennoch erinnert man sich nur seit der langen Dauer dieses Handels eines einzigen Falls, wo im Jahre 1654 alles von Peru gebrachte gemünzte Silber verfälscht war. Die spanischen Kaufleute ersetzten auf die rechtschaffenste Weise den Fremden den Schaden. Der Betrug war entdeckt und der Urheber, der Schatzmeister von Peru, ward gehangen.

Aus obigen Angaben ergibt sich nun hinreichend der Werth dieser beyden, obgleich höchst ungesunden, Häfen, Carthagena und Portobello.

Die Natur selbst ist aber in diesen Gegenden mit einem unermeßlichen Reichthume organischer Körper ausgestattet.

Der Total-Anblick des Isthmus, den uns niemand besser gezeichnet hat, als der engl. Wundarzt Lionel Wafer, mag dem Detail vorangehen. Er zieht für die Gränzen eine Linie von der Mündung des Chagre am atlantischen Meere, bis zu dem Flusse Chepe oder Cheapo, der sich in das Südmeer ergießt. Auf der einen Seite sind diese Küsten des schmalen Erdstrichs mit den Inseln Bastimentos, unweit Portobello, besetzt, auf der entgegen liegenden, nähmlich in der Bay von Panama mit den Königsinseln (Isl. del Rey) auch Perleninseln genannt. Der Boden dieser Krümmung biethet fast durchgehends eine ungleiche Fläche dar. Es gibt hier Gebirge und Thäler von großem Umfange, welche durch Flüsse und Bäche bewässert werden. Die meisten nehmen ihren Ursprung aus der Fortsetzung der Cordilleren. Wafer nennt sie die hohen Gipfel. Diese sind nicht in gleicher Breite auf der Landenge. Sie halten aber ihre Richtungen und Windungen wie der Isthmus selbst. Von diesen Höhen zeigt sich dem Auge das reitzendste Schauspiel. Hiervon gibt Ulloa folgende Nachricht.

„Alle Gebirge und Waldungen sind auf der
„Meerenge mit Thieren angefüllt und beyde Rei-
„che der belebten Natur übertreffen selbst Neu-
„Spanien. Bey seiner Reise von Portobello nach
„Panama quer durch die Erdzunge, sagt der
„Akademiker: das am besten ausgesonnene Ge-
„mählde ist nicht vermögend, eine Aussicht zu
„entwerfen, die dieser gleich käme. Die dicken
„grünen Gebüsche der Ebenen erstrecken ihre Gi-
„pfel bis an den Fluß Chagre. Die Hügel mit
„den mannigfaltigsten Arten von Bäumen bedeckt,
„und durch eine erstaunliche Menge von Thie-
„ren belebt, gewähren eine Aussicht, zu deren
„Beschreibung es an Worten mangelt. In gro-
„ßen Haufen springen die Affen von vielen Gat-
„tungen von einem Baume zum andern, indem
„sich 6 oder 8 an einander hängen und auch mit
„ihren Jungen auf dem Rücken über das Wasser
„setzen. Daneben sieht man eine noch weit grö-
„ßere Fülle und Mannigfaltigkeit der Vögel,
„worunter sich Berg- und Königshühner, Fasa-
„nen, Turteltauben, Reiher und eine große Men-
„ge der schönsten Papageyen finden."

Die genauere Anzeige einiger merkwürdiger
Thierarten des Isthmus versparen wir, da sie
ihm mit der eigentlichen Terra firma gemein sind,

bis zu der Beschreibung dieses Landes. Nur führen wir hier noch zwey Producte des Thierreichs auf, das eine wegen seines Nutzens, das andere wegen seiner Schädlichkeit.

Das erste ist die besonders um Panama so häufig sich findende Perlmuschel (Mytilus margaritiferus). Sie bringt dort eine große Thätigkeit und einen beträchtlichen Gewinn durch die berühmte Perlenfischerey hervor.

Die Gegend, in welcher sich die Perlen hauptsächlich finden, sind die Gewässer um die Inseln Tabago und El Rey (Königsinseln) in der Bay von Panama selbst. Derjenige Spanier, welchem man die erste Kenntniß des großen Oceans (des Südmeers) verdankt, Nunnez Balboa, war es, der gleichfalls die köstlichen Perlen von Panama bekannt machte. Er erhielt mehrere derselben von dem Kaziken der Insel Tabago zum Geschenk. Ulloa rechnet 43 dortiger Inseln, bey denen man Perlen fischet.

Fast alle vermögende Leute von Panama halten eigene Neger zu dieser Fischerey; diese müssen dann gute Schwimmer seyn und den Athem lange an sich halten können. Zehn bis zwanzig solcher Neger sendet man nebst einem eigenen Aufseher in besonderen Böthen, Lanches genannt,

an die Orte der Bay, welche wegen der daselbst sich findenden Perlmuscheln berühmt sind. Das Wasser ist daselbst nicht über 10 bis 12 Klafter tief. Sind sie dort angekommen, so machen sie das Fahrzeug fest, binden sich ein Seil um den Leib und lassen sich nebst einem kleinen Gewichte, um schneller hinab zu sinken, in das Meer. Die erste Perlmuschel, welche sie vom Grunde los machen, nehmen sie unter den linken Arm; die zweyte in die linke Hand; die dritte behalten sie in der rechten, und wenn es thunlich ist, nehmen sie eine vierte in den Mund. Hiermit fahren sie sofort in die Höhe, um Athem zu schöpfen, und stecken alle 4 Muscheln in ein Säckchen, welches jeder zuvor deßhalb an sich befestigt hat. Auf gleiche Weise fahren sie mit dieser Arbeit fort, bis daß ihr Tagewerk vollendet ist; denn jeder Neger muß seinem Herrn eine bestimmte Anzahl von Perlen liefern, gleichviel gute oder schlechte. Die Muscheln werden sodann geöffnet und die Perlen heraus genommen. Finden sich mehr Perlen als jene zu liefernde Anzahl, so sind sie das Eigenthum des Negers, der sie aber gewöhnlich zu einem der verschiedenen Güte der Perlen angemessenen, aber billigen, Preise sei-

nem Herrn verkauft; ist die Anzahl nicht hinreichend, so setzen sie ihre Arbeit noch länger fort.

Diese Fischerey ist, wie bereits zuvor bemerkt worden, wegen der Rochen, Manta, sehr gefährlich, und diese Gefahr wird so wohl durch die sehr großen Kuttel- oder Dintenfische (Sepia L.) als vorzüglich durch die mehreren Arten von Haien oder Meerwölfen (Squalus L.) vermehrt. Beyde Thierarten erhaschen, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, nur zu oft die fischenden Neger; auch sieht man diese unglücklichen Menschen mehrmahlen nur mit einem Arme oder einem Beine wieder aus dem Wasser hervor kommen.

Die Perlen von Panama sind wegen ihres schönen Wassers berühmt. Die größte Summe derselben wird nach Peru verkauft, denn dort treibt das Frauenzimmer den Luxus so weit, daß sie selbst ihre Gürtel und Strumpfbänder damit besetzen. Die übrigen, die kleinsten, werden nach Spanien zum Handel gebracht.

Das andere Thier, dessen hier noch schicklich gedacht werden kann, ist die Nigua (Pulex penetrans Linn.) oder wie man sie auch benennt, die Chike. Dieser höchst schädliche Floh bewohnt dort, so wie in mehreren Theilen der nahe liegenden Länder, das sandige und staubige Erd-

reich. Er kriecht an die Füße der Menschen, dringt unvermerkt in die Haut, und gräbt sich ohne bedeutenden Schmerz darin ein. Man fühlt indeß dabey ein Jucken, und wenn man sodann einen schwarzen Punct in der Haut bemerkt, so ist es Zeit, sofort darauf bedacht zu seyn, ihn durch einen Indianer geschickt heraus ziehen zu lassen.

Besonders nistelt sich dieß Insect entweder unter die Fußsohle, oder noch häufiger zwischen dem Nagel der Zehen und dem Fleische ein. Hier bildet es seinen Eyerbalg, der mit der Summe der Eyer zunimmt. Sodann beginnt der Schmerz; er bringt heftige Entzündung hervor, die, wenn man nicht bald Hülfe sucht, sogar in Brand übergehet und zuweilen den Verlust des Gliedes nach sich zieht. Es gehört die äußerste Vorsicht dazu, den Eyersack, der einer kleinen Perle gleicht, mit einer Nadelspitze aus dem Fleische ganz unbeschädigt heraus zu lösen, denn so bald etwas davon zurück bleibt, läuft der Patient von neuem Gefahr. Eben so ist es äußerst gefährlich, mit der Operation lange anzustehen. Fermin erzählt uns, ein Capuciner, der von West-Indien nach Frankreich zurück kehrte, habe mit Vorsatz, um dieses merkwürdige Insect und dessen Wirkung in seinem Vaterlande zu zeigen, einen solchen Eyersack des-

halb an seinem Fuße aufgespart. Bey der Ankunft in Frankreich hatte sich aber ein so großes bösartiges Geschwür daraus erzeugt, daß er kaum durch Abnehmung des Beins vom Tode gerettet werden konnte. Uebrigens ist die Nigna aber wohl zu unterscheiden von dem Guinea-Wurm, denn dieß scheint wohl der in diesen Ländern so genannte Makake-Wurm zu seyn, der sich unter der Haut und dem Fleische, besonders an den Schenkeln zeigt, und sich durch ein kleines Geschwür Oeffnung verschafft. Man windet ihn vorsichtig aus der Wunde.

Daß die Flora dieser heißen und feuchten Länder selbst dem kundigsten Botaniker unübersehlich ist, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wild trifft man hier die Ananas von ganz vorzüglichem Geschmacke und Geruche. Ebenfalls gedeihet das Zuckerrohr ohne alle Wartung. Ferner finden sich noch unter hundert andern nutzbaren Vegetabilien, die Baumwolle und der Mahotbaum; seine Rinde löset sich sehr leicht in Fäden auf, die nicht bloß zu Stricken, sondern selbst zu Strümpfen und Bändern dient, die den seidenen nahe kommen. Endlich kommen hier zwey Arten von Pfeffer und viele Gummi- und Balsamarten, so wie die trefflichsten Arzeneykräuter, vor.

Freylich ist hier gleichfalls das Vaterland des höchst schädlichen Mancanillen- oder Manchinellen-Baums (Hippomane foliis ovatis serratis. Monoecia Linn.) dessen schönes, hartes, gelbgeadertes Holz den tödtlichen Saft enthält, womit die Indianer ihre Pfeile vergiften. Es ist ein sehr starker Baum, der Gestalt nach, unserm Apfelbaume ähnlich. Die Blätter sind eyrund, sägenartig gezähnt und an ihrer Wurzel mit einer Saftdrüse versehen. Inwendig enthalten sie gleichfalls einen milchichten höchst giftigen Saft.

Die schönen rothen Blumen wachsen ährenweise; die Frucht kommt aber dem Apfel, besonders dem Goldpepping, so nahe, daß der Unkundige sehr leicht dadurch betrogen werden kann. Sie umschließt eine große, siebeneckige Nuß von eben so vielen Abtheilungen oder Fächern, wovon jedes einen Kern enthält.

Alle Theile des Manchinellenbaums enthalten einen so bösartigen ätzenden Saft, daß wenn nur ein Tropfen dieser Milch die Haut des Menschen (die der inneren Hand höchstens ausgenommen) berührt, so erzeugt sie sofort, wie Feuer, Blasen. Es ist mithin fast unmöglich, daß ein Mensch die Frucht wirklich genießen könnte, da der erste

Biß bereits den Mund und die Kehle auf das schmerzhafteste in die heftigste Entzündung setzt.

Man behauptet, daß sogar die von dem Baume auf die Haut fallenden Regentropfen Blasen ziehen; Wafer gedenkt eines Franzosen, der auf die Weise schwer zu heilende Narben, wie von den Kinderblattern, behielt.

Wenn die Caraiben und andere dortige Völker ihre Pfeile mit dem Safte vergiften wollen, dann machen sie mehrere Einschnitte in den Baum selbst. Aus Vorsicht wenden sie hierbey das Gesicht hinweg und fangen den heraus triefenden Saft in dazu hingesetzten Muschelschalen auf. Hat sich diese Milch etwas verdickt, dann tauchen sie die Spitze ihrer Pfeile darein. Ein solcher Pfeil behält auf anderthalb Jahrhunderte seine tödtliche Kraft. Hiervon sah der französische Naturhistoriker Bomare selbst ein Beyspiel. In dem Zeughause von Brüssel hatte man seit 140 Jahren einen solchen Pfeil aufbewahrt. Hiermit ward ein Hund nur am Schenkel verwundet. Das Thier starb sofort nach der Verwundung, ob man es gleich durch mehrere Gegengifte zu retten suchte. Dennoch ist von einigen behauptet worden, Salz, wie auch Meerwasser, diene diesem fürchterlichen Safte zum Gegengifte.

Auch Thiere, die sonst sehr eßbar sind, sollen, wenn sie von den Früchten des Manchinellenbaums genossen haben, den Menschen schädlich werden. Dieß ist der Fall bey den sonst häufig genossenen westindischen Krabben, so bald sie die herab gefallenen Manchinellen-Aepfel gefressen haben.

Zur Warnung sey es erlaubt, bey dieser Gelegenheit einen ähnlichen, vielleicht wenig bekannten Fall, anzuführen, der sich im Jahre 1777 in einem sehr nahe an Deutschland gelegenen Lande ereignet hat und der durch die gültigsten Zeugnisse bewährt ist.

In Nymwegen hatte eine Gesellschaft gebratene Lerchen gegessen. Bald darauf befanden sich mehrere der Gäste sehr übel, und sie starben, aller angewandten Mittel ungeachtet, unter den deutlichsten Symptomen der Vergiftung. Es wurden sogleich, so weit es nur noch möglich war, alle Speisen genau untersucht; und da fand man in den Mägen mehrerer dieser Lerchen Schierling (Cicuta). Hier war also den Lerchen der Schierling das, was dort die Manchinellen-Aepfel den Krabben und durch sie dem Menschen sind. Der Lerche schadet der Schierling eben so wenig, als jene Aepfel der Krabbe. Der Arzt, welcher in Nym-

wegen diese Untersuchung angestellt hat, der D. Man, hat darüber (1778) in holländischer Sprache eine eigene Abhandlung bekannt gemacht.

Auf dem Isthmus von Darien und den zunächst gelegenen Ländern des heißen Amerika hat die Natur außer jenem gefährlichen Baume vielartige Gifte entstehen lassen. Hier gibt es nicht nur mehrere sehr schädliche Vegetabilien, sondern auch mehrere Arten sehr giftiger Schlangen und Insecten.

Dagegen hat sie, wenigstens für letztere, die dortigen Einwohner durch ein bedeutendes Gegengift in Schutz genommen. Dieß ist, dem Ulloa zu Folge, die so genannte kleine Bohne von Carthagena (Habilla de Cartagena.) Sie ist die Frucht einer Art von Bindeweide (Bejucos); ihre Länge beträgt einen Zoll und ihre Breite 9 Linien, von Gestalt ist sie herzförmig und platt. Die äußere harte Schale ist weißlicht; der Kern mandelartig und bitter. Er ist, so viel man durch lange Erfahrung weiß, das kräftigste Gegenmittel gegen den Biß der giftigsten Schlangen. Alle Arbeiter auf dem Gebirge oder im Felde, so wie die Jäger, genießen, bevor sie ihre Geschäfte anfangen, etwas von dieser Bohne, und halten sich sodann vor den Folgen des Bisses

der giftigsten Thierarten geschützt. Auch hemmt ihr Genuß sofort die Wirkung des Gifts. Da aber diese Mandel selbst von sehr erhitzender Natur ist, so muß man sich sehr in Acht nehmen, bald darauf irgend ein erhitzendes, geistiges Getränk zu sich zu nehmen.

Von den Merkwürdigkeiten der Landenge braucht hier nicht ausführlicher geredet zu werden, da mehrere ihrer Natur-Producte bey den gleichfolgenden Ländern gleichfalls vorkommen.

Wir gehen nun zu dem Bewohner des Isthmus selbst. Auch hierüber erhalten wir wohl durch den Hrn. von Humbold noch mehrere Aufschlüsse. Bis dahin mögen uns die älteren Reisenden, vorzüglich der anspruchlose englische Wundarzt, Lionel Wafer, hauchtsächlich zu Führern dienen.

Die Bevölkerung der Landenge ist nur geringe, und wenn Wafer 50 Oberhäupter anführt, die damahls (1679) auf einem Hügel als Vasallen des Fürsten Lacenta wohnten, so müssen jene wohl nur die Väter bedeutender Familien gewesen seyn, weil sich sonst eine Art von Widerspruch in beyden Angaben fände.

Die Menschenrace ist gerade und gut gebauet. Wafer, der viele Monathe unter ihnen lebte und ansehnliche Reisen im Lande machte, fand

nie einen Mißgestalteten. Sie sind zwischen 5 bis 6 Fuß hoch, haben ein gut gebildetes Bein, eine breite Brust und starke Knochen. Die Weiber sind klein und corpulent. Nur im Alter erschlafft ihr Busen und ihr Unterleib.

Beyde Geschlechter haben ein rundes Gesicht, große, lebhafte, aber graue Augen, eine hohe Stirn, einen kleinen Mund, dünne Lefzen und schöne, wohlgeordnete Zähne. Im Ganzen sind indeß die Männer schöner, als die Frauen.

Die Farbe der Darier ist dunkel, fast rothgelb, etwa wie trockne Orangen. Das lange schwarze Haupthaar wird durch eingeriebenes Oehl glänzend. Sie kämmen es fleißig mit einem vielfach getheilten Holze. So wohl den Bart, als alles übrige Haar des Leibes reissen sie aus. Diese Operation verrichten die Weiber vermittelst zweyer kleinen Stäbe, die ihnen statt der Haarzangen dienen.

Wafer gibt eine umständlichere Nachricht, als je ein Reisender vor ihm, von den hier in Darien vorkommenden Albinos oder so genannten Kakerlaken. Wir haben ihrer bereits bey West-Indien im zweyten Jahrgange dieses Taschenbuchs im Vorbeygehen gedacht, und setzen daher

her nur noch Folgendes von dieser fehlerhaften Ausartung des Menschengeschlechts hinzu.

Man thäte Unrecht, diese hier auf dem Isthmus erzeugten Schwächlinge weiße Neger, wie die ihnen ähnlichen Menschen in Afrika zu nennen, da diese hier von den kupferfarbenen Amerikanern, jene Afrikaner aber von wirklichen Negern erzeugt sind. Ihre Haut hat, wie bey den weißen Negern, die todte kalte Farbe des weißen Papiers; allein die Kakerlaken von Darien zeigen dennoch den Unterschied ihres Ursprungs durch das Hauptbaar; dieß ist nähmlich bey den weißen Negern ganz kurz und wollicht; bey den Albinos des Isthmus hingegen zwar gleichfalls, wie die Augenbraunen, weiß, aber bis auf acht Zoll lang, schön, und nur halb kraus. Dabey ist ihr ganzer Körper mit daunenähnlichen weißen Härchen zart bedeckt, so daß die Haut deutlich durchscheint.

Diese Albinos, sagt Wafer, sind kleiner und viel schwächlicher, als ihre braungelben Aeltern; ihre Augenbraunen sind lang und sichelförmig gebogen; das Auge selbst aber ist so schwach, daß sie das Tageslicht nur bey sehr bedecktem Himmel ertragen. Hingegen kommen sie des Nachts hervor, und zeigen, besonders beym Mondenlicht, völlige Sehkraft und große Lebhaftigkeit.

Unter ihren Landsleuten sind diese kränklichen Menschen wenig geachtet. Auch sehen ihnen ihre Kinder, wenn sie zuweilen welche erzeugen, nicht ähnlich, sondern sie beweisen durch ihr braunrothes, den übrigen Dariern eigenthümliches Colorit, abermahls ihren wahren Urstamm. Mithin machen auch hier die Albinos, so wie bey den Negern, keine eigene sich fortpflanzende Race aus. Eben so wenig entstehen sie aber durch Vermischung des Europäers und des Dariers; denn dadurch kommen ähnliche Nüancen hervor, so wie auch durch Vermischung mit dem Darier und dem Neger, die in sehr vielen Abstufungen fortgehen, wie wir bereits bey den Mulatten und Mestizen sahen *). Allein sie sind oder waren wenigstens zu Wafers Zeiten hier ziemlich häufig. Wafer rechnet auf 2 bis 300 Indianer von natürlicher dunkeler Farbe einen Albinos. Nähme man auch nur das letztere Verhältniß an, so gäbe dieß doch bereits von 30,000 Menschen hundert Albinos, und es könnte nicht sehr schwer seyn, mehrere dieser kränklichen Individuen zusammen zu suchen. Hingegen waren dergleichen Menschen sowohl in Afrika, als auch in dem heißesten Ost-

*) M. s. Taschenbuch 2ter Jahrgang.

indien, z. B. in Java, höchst selten, wie le Brüner bezeuget. Auch die größere Zahl solcher Schwächlinge scheint den geringeren physischen Werth der neuen Welt mit zu beweisen.

Auch die Darier suchen sich, so wie fast alle rohe unbekleidete Völker, durch Anfärben der Haut zu schmücken. Man sieht blaue, rothe und gelbe Vögel und andere Thiere auf ihren Körpern. Sie bedienen sich zum Zeichnen eigener Hölzer, wovon das eine Ende zerkauet ist, so daß die Fasern den Pinsel bilden. Die Farben werden, um dauerhafter zu seyn, mit Oehl abgerieben, und da sie dennoch mit der Zeit verlöschen, so erneuert man sie.

Diejenigen, welche aber dem Putze mehr ergeben sind, gehen hierbey noch vorsichtiger und raffinirter zu Werke. Sie zeichnen nähmlich die Umrisse der ihnen beliebigen Figuren zuerst mit Farben auf den Körper vor; sodann ritzen sie mit eigenen Dornen die Haut bis aufs Blut auf, und reiben mit der Hand die Farben ein. Ein so tatowirtes Gemählde ist unauslöschlich. Vorzüglich verstehen sich die Weiber auf diesen Putz der Haut.

Die Männer gehen übrigens, feyerliche Gelegenheiten ausgenommen, völlig nackt; nur ein

starkes konisch gebogenes Blatt verbirgt bey ihnen ein einziges Glied; und sie tragen die äusserste Sorgfalt, dieß niemahls entblößt zu zeigen. Das andere Geschlecht trägt hingegen eine Art baumwollener Schürzen, die bis zum Knie, ja bis zum Knöchel, herab hängen.

Beyde Geschlechter zeigen überhaupt einen vorzüglichen Grad der Schamhaftigkeit.

Die Feyerkleider der Männer bestehen aus einem hemdeähnlichen Ueberzug, einem Fuhrmannskittel ähnlich, den sie beym Anziehen über den Kopf werfen und der aus Baumwolle gewebt ist. Er ist entweder weiß oder schwarz, und wird nur bey ihren Rathsversammlungen, beym Erwählen des Oberhauptes oder bey Hochzeiten u. d. angelegt; zuweilen gehen sie hiermit bekleidet in Procession um ihre Ortschaft.

So sah Wafer den Laçenta, eines der größten damahligen Oberhäupter, oder Caziken, von 300 Männern begleitet; diejenigen, welche schwarze Oberkleider trugen, gingen vor ihm her, und die mit weißen Kleidern folgten ihm; dabey trug ein jeder einen Speer, der ebenfalls die Farbe seines Kleides hatte.

Als Zierath tragen die Männer ein goldenes mondförmiges Blech an der Nase, wovon die

beyden Enden gerade nur so weit aus einander stehen, daß sie den Nasenknorpel zum Festhalten kneipen. Bey den Weibern ist hingegen der Knorpel selbst durchbohrt, und darin hängt ein goldener oder silberner Ring. Beyde legen dieses Geschmeide beym Essen ab.

Ueberdem zieren sie sich noch mit Hals- und Armbändern von Glaskorallen und von Thierzähnen oder Muschelschalen.

Ihre Häuser, Cabanen, errichten sie gewöhnlich ohne eine besondere Ordnung längs den Ufern der Flüsse. Sie veränderten ihre Wohnungen zu Wafers Zeiten sehr oft, um den Spaniern, welche sie als stäte Feinde ansahen, unbekannt zu bleiben; vielleicht mag sich dieß seitdem geändert haben. Ein solches Wandern kostet aber nicht viel Mühe, da die Grundlage ihrer Hütten nur aus starken Pfählen besteht, die sie in die Erde schlagen. Die Wände dazwischen flechten sie aus Stäben und Buschwerk, welches alsdenn durch dazwischen geworfene Erde oder Thon verbunden wird. Das Dach besteht aus gut geordnetem Sparrwerk, und schützt vermittelst darüber gedeckter Baumblätter gegen den Regen. Eine darin gelassene Oeffnung dient als Schornstein zum Abziehen des Rauches.

Da das Haus weder Abtheilungen noch Stockwerke hat, so wohnt die ganze Familie in einem einzigen Zimmer; dennoch hat ein jedes Individuum darin seinen eigenen Hamak oder eine Hangematte zum Schlafen.

Das Getreide wird stets um die Wohnungen gesäet; man hauet aber, wenn der Fleck, woselbst man sich anbauet, noch Waldung enthält, nur die Bäume ab, ohne die Wurzeln auszustocken, und steckt die Maizkörner oder die Bohnen einzeln da umher; das Pflanzen geschieht im Aprill und die Ernte fällt im September oder October.

Zur Sicherheit der ganzen Ortschaft wird ein Fort, ein allgemeiner Verschlag, errichtet, das Gemäuer davon hat 10 Fuß Höhe, bey 130 Fuß Länge und 25 Breite. Alle Seitenwände haben eine Menge kleiner Oeffnungen ohne besondere Ordnung; hierdurch schießen sie ihre Pfeile auf den Feind ab. Jede Seite hat einen Eingang, der aber im Nothfall stark verrammelt wird. Diese großen, einiger Maßen befestigten Hallen, dienen gleichfalls zu einem allgemeinen Vorrathshause.

Außer jenen Feldfrüchten nähren sich die Darier noch von Cassave, Yamen, Erdäpfel; ihr Gewürz ist der Pimentpfeffer.

Geistige Getränke verfertigen sie aus Maizmehl, welches dazu viele Tage eingeweicht wird, ferner aus dem Safte frisch gesammelter Platanen. Das erste nennen sie Chicacopah, das letzte Misla. Es ist merkwürdig, daß zu dem Chicacopah die Maizkörner zuvor von alten Frauen gekauet werden, da sie dann so vermischt mit Speichel stärker gähren. Man erinnert sich hierbey leicht an die Kawa der Südseeinseln.

Die Beschäftigungen der Weiber sind zwar auch hier, wie bey den meisten uncultivirten Nationen, sehr schwer; denn sie pflanzen den Maiz, bereiten das Getränk, und tragen sogar auf Reisen das Gepäck; dennoch sind die Männer ihrer Seits nicht träge. Sie übernehmen die mühsamsten Arbeiten, hauen die Bäume um, reinigen die Pflanzungen und treiben die Jagd. Hierbey leisten ihnen ihre Hunde ganz vorzügliche Dienste. Sie besitzen, sagt Wafer, den besondern Instinct, die von ihnen aufgespürten Wildschweine (Pecari) so lange eingeschlossen zu halten, bis die Jäger dazu kommen und sie tödten.

In den müßigen Stunden flechten sie auch Körbe und Netze. Dabey begegnen sie den Frauen mit vieler Achtung und Liebe.

Auch ist hier, wenn gleich die Polygamie Statt

hat, der Ehebruch äusserst selten und wird mit dem Tode geahndet. Die Strafe desjenigen, der einer Jungfrau Gewalt anthut, ist aber fast noch schrecklicher. Man zerfleischt ihm den schuldigen Theil, indem ein stachlichter Stab darin umgedrehet wird, und hierauf erfolgt gewöhnlich, aller angewandten Fürsorge zur Heilung ungeachtet, ein höchst schmerzhafter Tod.

Ihre Hochzeiten dauern mehrere Tage. Die Väter übergeben einander die beyden Brautleute mit feyerlichen Reden und Tanzen. Hierzu blasen sie theils auf einer Flöte mit Seitenlöchern, theils auf Pan-Flöten von mehreren Röhren verschiedener Länge neben einander gestellt. So bald jene Uebergabe geschehen ist, bringen die Hochzeitgäste den jungen Leuten Geschenke; hauen sodann die Bäume nieder, bepflanzen den Platz mit Maiz, und errichten für das neue Paar ein Wohnhaus. Hierauf fängt man an Chicacopah zu trinken, nachdem zuvor alle gefährliche Instrumente, z. B. Aexte, Messer u. d. bey Seite geschafft sind.

Was ihre Religion anbetrifft, so behauptet Coreal, daß sie die Sonne anbethen. Ulloa gesteht ihnen, sehr allgemein gesagt, die Religion barbarischer ungesitteter Völker (?) zu. Wafer schweigt gänzlich davon, sagt indeß, daß sie Priester oder

vielmehr Zauberer halten. Er führt ein sonderbares Ereigniß als authentisch an, da diese Leute die Ankunft zweyer Schiffe viele Tage zuvor, ehe man sie sehen konnte, richtig prophezeyten.

Nur vor wenigen Jahren behauptete ein Franzose, dessen Nahme mit einem B. anfing, er besitze ein ähnliches Talent und dieß lasse sich aus physikalischen und optischen Gründen herleiten.

Jene Priester sind dann wohl zugleich die Aerzte. Sie besitzen auch allerdings einige nützliche Kenntnisse. Wafer hatte das Unglück durch Schießpulver, welches sein Landsmann aus Unvorsichtigkeit auffliegen ließ, am Knie schwer verwundet zu werden. Obgleich selbst Wundarzt, fand er sich dennoch ohne Arzeneyen, denn sein Neger war entlaufen und hatte so wohl seine Kleider, als die Reise-Apotheke entwendet. In dieser traurigen Lage suchten die Indianer ihnen bekannte Arzeneykräuter, verwandelten sie durch Käuen in einen Brey, schlugen diesen um das verwundete Knie vermittelst eines Platanenblatts und brachten die Cur dadurch zu Stande.

Sie verstehen sich gleichfalls auf das Aderlassen und wenden es bey Fiebern und andern Krankheiten an. Hierbey sind aber ihr Benehmen und das Instrument zum Aderlassen äußerst merkwür-

dig. Der Kranke setzt sich völlig entkleidet auf einen Stein; der Wundarzt bedient sich dann eines kleinen Bogens zum Abschießen kleiner Pfeile, welche unweit ihrer Spitze einige in die Runde gesetzte Federn haben, wodurch sie zurück gehalten werden, tief in die Haut einzudringen. Jetzt werden diese Pfeile gegen den Arm oder den Fuß abgeschossen, und bringen jedes Mahl nur einige Tropfen Blut hervor. Die Operation dauert daher sehr lange, um eine nur einiger Maßen zweckmäßige Quantität Blut zu lassen. Zwischen jedem Abschießen der kleinen Pfeile springen und gesticuliren die Aerzte nebst den Umstehenden über die so glücklich hervor dringenden Blutstropfen, und vermindern vielleicht hierdurch die unnöthige Qual des Patienten.

Als der englische Wundarzt Wafer diese kindische und schmerzhafte Methode sah, erboth er sich, da eine der Frauen des Lacenta wegen eines Fiebers gleichfalls hierzu verdammt ward, ihr eine hinreichende Quantität Blut auf eine weit bequemere Art zu lassen.

Lacenta nahm den Antrag an. Als aber Wafer mit der Lancette eine Ader öffnete, und der Cazike nun den hellen Strom hervor springen sah, gerieth er eben so sehr in Erstaunen als in

Furcht, und schwor bey seinen Zähnen: (dieß ist ihr unverbrüchlicher Eid) er werde Wafern mit dem Spieße durchbohren, wenn seine Frau dadurch in Lebensgefahr kommen sollte. Das Glück war auf des Engländers Seite. Die Frau genas bald nach dem Aderlasse, und Lacenta nebst allen Dariern sahen von jetzt den Wundarzt für ein außerordentliches Wesen an. Sie fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, und trugen ihn auf allen Reisen in einem Hamak fort; auch erhielt er bald darauf seine Freyheit von dem Caziken, und kam hierdurch nach vielen Gefahren glücklich wieder zu den Engländern.

Die Geistesfähigkeiten dieser Indianer sind übrigens nicht geringer, als die der zuvor erwähnten Völker. Sie verstehen es, sich auf Reisen sehr gut zu orientiren. Sie bedienen sich beym Zählen der Decadik, und zählen selbst bis auf 100. Wenn sie 10 (bey ihnen Anivego) nennen, so schlagen sie beyde Hände offen ein Mahl zusammen, bey zwanzig zwey Mahl, bey dreyßig drey Mahl u. s. w. In ihrer Sprache endigen die Nahmen der Zahlen alle auf a oder o; dieß ist fast durchaus der Fall bey den übrigen Worten, welche Wafer uns aufbehalten hat. Die Sprache ist auch überhaupt weit leichter, als die der Mexi=

caner, worin oft mehrere Consonanten auf einander folgen.

Ihr Charakter hat viel Gutmüthigkeit; nur gereitzt und gemißhandelt zeigen sie Rachsucht. Einige Autoren behaupten dennoch, sie hätten ehemahls Menschen geopfert, ja sie wären Antropophagen gewesen. Wafer sagt hiervon durchaus nichts; er lobt vielmehr ihre Willfährigkeit gegen Fremde; nur die Spanier waren ihnen äusserst verhaßt, wegen der harten Behandlung, die sie von ihnen erlitten hatten.

Dieser Druck hat die Darier denn auch genöthiget, sich theils durch Gewalt, theils durch Flucht, selbst bis auf uns nahe liegende Zeiten dem spanischen Joche zu entziehen. Ulloa bezeugt, noch selbst im Jahre 1735, daß die meisten Einwohner dieses Theils von Terra firma von dem spanischen Joche befreyet, wild und unstät umher ziehen.

Von denen unter ihnen durch die Spanier errichteten Rancherien, Missionen und anderen Ortschaften, welche zur Gerichtsbarkeit von Panama gehören, wovon 20 Jahr früher noch eine sehr bedeutende Anzahl vorhanden war, gibt Ulloa nur noch 20 an.

Dieses Abschütteln der spanischen Oberherr=

schaft ist auch eine der Hauptursachen, weßhalb die schätzbaren Goldbergwerke des Binnenlandes von Darien größten Theils verloren gegangen, oder wenigstens in ihrer Bearbeitung unterbrochen sind. Nur die gegen die Gränzen des Südmeers hin, in den Provinzen Veragua und Panama sind noch ergiebig.

Hiermit mögen die Nachrichten über die Landenge Darien und über die ihr angränzenden Länder von Terra firma, die da vielmehr schon zu Neu-Granada gehören, endigen. Es scheint nähmlich zweckmäßiger, die inneren Provinzen und die weiter hinab liegenden spanischen Besitzungen von Süd-Amerika nicht von einander zu trennen. Eben daher versparen wir auch für sie das eigentliche spanische Gujana, und eilen zu denen hauptsächlich längst dieser Küste gelegenen Etablissements der Holländer und der Franzosen.

Gujana.

Die Landschaft, welche unter dieser Benennung jetzt als reiche Besitzung der Holländer und Franzosen bekannt ist, sollte ihrer Lage nach noch zu dem nördlichen Amerika gerechnet werden. Denn selbst das französische Gujana reicht kaum bis zu dem Aequator hinab.

Als ein Gebieth des heißen Erdstrichs, über 20,000 Quadratmeilen groß, in Osten vom Ocean, in Norden, Süden und Westen von drey der größten Ströme der neuen Welt, dem Oronoko, dem Amazonenfluß und dem Rio Negro eingefaßt, bildet Gujana gleichsam eine Insel, welche an innerer Productions-Kraft mit den fruchtbarsten Theilen der Erde wetteifert. Von vielen Strömen durchschnitten, die zu Ausführungs-Canälen zu benutzen stehen, biethet sie die reichste Aussicht für den Speculations-Geist des Pflanzers und des Kaufmanns dar.

Ihr erstes Bekanntwerden steigt fast bis zu den Jahren der Entdeckung von Amerika selbst hinauf. Ojedo, ein kühner Mensch, den der Bischof von Bajadoz, Vorsteher der indischen Angelegenheiten, aus persönlichem Hasse gegen Columbus, ausersehen hatte, diesen großen Mann durch neue wichtige Entdeckungen herab zu setzen, vereinigte sich 1498 mit Americus Vespucci, und dem geschickten Seemann de la Cosa, rüstete 4 Schiffe aus und entdeckte glücklich das feste Land unweit der Mündung des Oronoko. Ojedo schmälerte indeß nicht die Größe des ersten Entdeckers von Amerika, aber Vespucci entriß ihm auf eine schändliche Weise die Ehre der Benennung. Fünf

Jahr nachher soll Nunnez Balboa die Länder zwischen dem Oronokoj und Amazonenfluß etwas genauer untersucht haben. Vielleicht waren es einige unbedeutende Goldplatten, Schmuck der Oberhäupter oder Caziken dieser Gegend, welche zuerst zu der sonderbaren Erzählung, oder vielmehr zu dem Mährchen, Anlaß gaben, daß sich im Innern dieses unbekannten Landes eine Stadt befände, die einen Pallast enthielte, worin selbst das Hausgeräth und die größten Statüen aus lauterem Golde beständen. Ein Spanier, Nahmens Martinez, der der Gefangenschaft in Peru entlaufen, soll diese Stadt entdeckt und vieles darüber schriftlich niedergelegt haben. Bey den Indianern heißt sie Manoa, bey den Spaniern aber El Dorado; vielen Lesern ist sie sicher aus Voltaire's Candide umständlicher bekannt.

Diese Grille faßte besonders der berühmte Sir Walter Raleigh auf*), um 1595 in Gujana tiefer einzudringen, und, wie er selbst gesteht, größere Schätze aus El Dorado zu hohlen, als die Spanier aus ganz Peru. Es ward wenigstens durch diese an sich selbst unglückliche Unternehmung Gujana besser als je zuvor bekannt; denn

*) M. s. nachmahls seine Biographie.

der spanische General, welchen Raleigh dort gefangen nahm, gestand, er sey nie in diesem Lande so weit vorgedrungen, als die Engländer.

Indeß ist man selbst in unsern Zeiten von Seiten der Holländer so wenig als der Franzosen tief in das Binnenland hinein gegangen. Fast alle Besitzungen sind, so zu sagen, Küstenländer; man kennt vielleicht von keinem einzigen dortigen Flusse bis jetzt die Quelle.

Um sich hiervon zu überzeugen, sehe man nur die besten Karten der drey, oder nach Andern, der vier holländischen Etablissements, Essequebo und Demerary, Berbice und Suriname.

Das französische Gujana, wozu bekanntlich auch die Insel Cayenne gehört, hat zwar durch den letzten Frieden mit Portugal die Gränzen in Süden bis an die Flüsse Ariwari und Rio branco erweitert, allein die Revolution hat es wohl bis dahin noch nicht erlaubt, genauere Untersuchungen des Binnenlandes anzustellen.

Dennoch haben so wohl die Holländer als die Franzosen Gujana schon weit über ein Jahrhundert im Besitz gehabt, ja die Franzosen beschifften diese Küsten lange vor Raleigh, und seit 1624 ließen sie sich schon am Fluß Sinamary un-

weit des 10ten Grades; 1635 aber auf Cayenne nieder.

Die Hauptschwierigkeiten, welche sich der Kenntniß des Binnenlandes entgegen setzen, sind nicht bloß das Klima, vielmehr machen hier die erstaunlichen dichten Waldungen, welche ein durch die vielen Flüsse und Bäche stets getränkter, oft überschwemmter morastiger Boden hervor wachsen läßt, die größten Hindernisse.

Die Etablissements der Holländer und Franzosen in Gujana zusammen genommen, fangen unter 8 1/4 Grad N. Br. an und gehen bis gegen 1 1/2 Grad nach Süden hinab; sie erstrecken sich mithin etwa durch 7 Breitengrade. Temperatur, Natur ihres Bodens und daher ihrer Producte weichen so wenig von einander ab, daß diese Colonien als ein Gesammtland hier behandelt werden können.

Das so eben verflossene Jahrhundert hat das Meiste zur Aufklärung dieser Länder und ihrer mannigfaltigen Producte beygetragen.

Unter den Franzosen haben besonders Des Marchais, Barrere, Condamine, Aublet und jetzt Pitou; unter den Spaniern Ulloa und Caulin; von dem holländischen Gujana aber Hart-

sink, Bankroft, Fermin und Stedmann bedeutende Aufschlüsse gegeben.

In Gujana herrschen nur zwey Jahrszeiten, so wie dieß bereits von Westindien *) vorgekommen ist; nähmlich die trockne und nasse. Diese theilt man indeß in vier; in zwey nasse und zwey trockne Zeiten. Auf die kleinen Regen folgt nähmlich eine trockene oder vielmehr heiße Jahrszeit. Hierauf treten die großen Regen vom März bis zum Junius ein; diese Zeit ist dort unter dem Nahmen des Winters bekannt. Sodann folgt die kürzere trockne aber heiße Jahrszeit. Indeß herrscht doch die Feuchtigkeit; und die Uebergänge von einer Veränderung zur andern geschehen stets durch fürchterliche, wochenlange Donnerwetter, die häufig Menschen und Thiere tödten.

Einem so ungesunden Klima widerstehen kaum die Urbewohner; nach ihnen noch am besten die unter dem heißen Himmel gebornen Neger. Aber die Europäer leiden erstaunlich. Besonders ist die geringere arbeitende Classe der Fremdlinge, z. B. die Matrosen, den schrecklichsten Folgen der großen Regen, wenn die Sonne fast lothrecht Gujana trifft, ausgesetzt. Fermin sah im Jahre

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

1756 oftmahls an einem einzigen Tage 8 Begräbnisse dieser Schlachtopfer des Klima's. Freylich trug ihre rohe Lebensart hierzu gleichfalls das Ihrige bey; denn die stets von ihnen zum Abkühlen genossenen Orangen und Citronen nebst dem Zuckerbranntwein und dem Wasser erzeugen hier fürchterliche, unheilbare Coliken und Blutflüsse.

Wie sehr könnte aber die sachkundige Thätigkeit des Menschen diese Uebel mindern! Ausrotten der Waldungen, Austrocknen und Urbarmachen der Moräste, Reinigen und Zusammenleiten der Flüsse, verwandelten diese fruchtbare Erde in ein gesundes und wahrhaftes El Dorado.

Denn der Boden selbst zeigt das trefflichste Erdreich nebst den schönsten Wiesen (Savanne) etc.; und im tiefen Westen zeigen sich große Gebirge, die Mütter so vieler jetzt schädlicher, dann höchst einträglicher Gewässer.

Aber auch selbst bey dieser Vernachlässigung erzielt der Europäer große Reichthümer aus den mannigfaltigen kostbaren Natur-Producten von Gujana.

Jene Stapelwaaren Westindiens *), Zucker, Kaffeh, Cacao, Vanille, Baumwolle, Indigo,

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

Cassave, Roucou und jetzt mehrere dorthin geführte Gewürze Ostindiens, als der Zimmt und die Nelke, geben hier alle den reichlichsten Ertrag, viele bringen selbst doppelte Ernten; die schönsten Früchte, Orangen, Citronen, Limonen, Cocus, Ananas, Pisang, Papayen, selbst der Wein gedeihen trefflich, nur unser Kernobst bekommt dort nicht.

Unübersehbar ist die ganze Flora von Gujana; niemand lehrte dieß bestimmter als der Botanist Aublet. Hierunter finden sich die vorzüglichsten Arzeneykräuter und Hölzer zum Färben, zum Bauen und Auslegen für den Ebenisten; auch gibt es mehrere Gummi-Arten. So führt Aublet so wohl das Campeche-Holz als den Färbebaum (Sunira tinctoria) auf, durch dessen Rinde man Seide und Baumwolle hochroth färbt.

Hier findet sich das Eisenholz (Robinia Panacoco); die Pekea butinosa, sehr vorzüglich zum Schiffbau; das Letternholz (Piratinera gujanensis); das schöne Atlaßholz (Satin wood; Ferolia gujanensis).

Unter den Bäumen, die da Harz oder Gummi liefern, verdient derjenige besonders genannt zu werden, wovon wir das elastische Harz, Caoutchou, erhalten. Dieser Baum (Hevea gujanensis)

ist sehr hoch, hat aber nur eine kleine Krone und an seinem Stamme selbst keine weitere Zweige. Das leichte zähe, aber biegsame Holz kann zu kleinen Masten genutzt werden. Seine Blätter sind denen des Manioc *) ähnlich. Seine Frucht ist dreyeckig und enthält drey Samenkörner, Mandeln, welche eßbar sind und ein als Butter brauchbares Oehl geben.

Die Nation der Omaguas hat die Portugiesen hauptsächlich die Art der wichtigsten Benutzung des Baumes gelehrt.

Man macht viele Einschnitte in den Baum, und überstreicht mit der daraus fließenden Milch zuvor bereitete beliebige Formen. Ist die Flüssigkeit erhärtet, dann erweicht man die Form in Wasser, oder man zerschlägt sie. Auf die Weise erhält man dadurch nicht nur Flaschen, sondern selbst Stiefeln, welche dem Wasser undurchdringlich sind. Die erstaunliche Elasticität dieses Harzes liefert elastische Arm- und Halsbänder; vorzüglich aber gute Spritzen; hierzu dienen Flaschen von Caoutchou mit einem langen, engen Halse. Daher kommt der Nahme Bois de Seringue; Spritzenholz, die Chirurgie benutzt dieß Harz als Sonden und elastische Ringe.

*) M. s. den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuches.

Auch gibt fein damit überzogener Zeug, Leinwand oder Seide ein dem Wasser undurchdringliches Wachstuch. In neuesten Zeiten haben wir es in Aether und in verschiedenen Oehlen wieder aufgelöset und die aerostatischen Bälle damit überzogen.

Den Indianern leistet dieß Harz noch einen andern bedeutenden Nutzen. Sie brennen es länglicht geformt statt der Lichter und Fackeln. Es leuchtet gut und gibt daneben einen Wohlgeruch; eine einzige Fackel dauert gegen 12 Stunden. Diesen letzteren Nutzen gewährt aber dort noch ein anderer Baum, die Virola sebifera. Aus seinen Früchten erhält man ein Oehl, welches durch die Kälte gerinnt und allgemein zu Lichtern gebraucht wird.

Zu den vielen vegetabilischen Merkwürdigkeiten gehört noch besonders der Coumier de la Gujana. Er liefert ein Harz, das von Ansehen und Geruch, wie auch in übrigen Eigenschaften dem Ambra gleich kommt; hierdurch sind einige Naturforscher bewogen, den Ambra vegetabilischen Ursprungs anzunehmen.

In einem Lande, wo man sich nur auf wenige Stunden von den Küsten entfernen darf, um sofort unter der unerträglichsten Hitze in

Morästen zu waten, wo der abgehärtete Krieger nicht ohne Lebensgefahr auf der Erde ruhet, sondern, um der Nässe und den Sumpfthieren zu entgehen nur in erhöheten Hangematten unweit des Feuers schläft, da muß die Natur eine unermeßliche Menge Ungeziefer hervor wachsen lassen, denen der Morast und der feuchte Schatten ihr wahres Vaterland sind, und die sich von ihnen ähnlichen Thieren, Gewürmen, Insecten, Amphibien oder von wässerichten Pflanzen ernähren.

Niemand hat auf eine so ehrenvolle, heroische einzige Art unsere naturhistorischen Kenntnisse über diese Gegenstände trefflicher erweitert, als eine Deutsche! die berühmte Sibilla Merianin aus Frankfurt am Main. Diese Frau machte für die Zeit, in welcher sie lebte, für den damahligen Stand der Wissenschaften und besonders für den der Naturgeschichte, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, Epoche.

Waren ihr, als Tochter des berühmten Kupferstechers und Topographen Merians, und als Gattinn eines Mahlers *) die zeichnenden Künste

*) Sie hatte sich an den Mahler Gräfe in Nürnberg verheirathet, trennte sich aber von ihm wegen seines schlechten Betragens, und nannte sich nach ihrem Vater.

gleichsam väterliches Erbtheil, so mußte sie dennoch wahrlich vom höchsten Enthusiasmus für die Naturkunde beseelt seyn. Ein schwaches Frauenzimmer, verläßt sie Verwandte und Vaterland, vertrauet sich dem weiten Meere und trotzt einem Klima, das für das tödtlichste der neuen Welt anerkannt ist! Und dieß alles nur allein um die reiche üppige Natur von Suriname selbst zu erforschen! Zu Anfang des letzten Jahrhunderts (1701) ging sie dorthin ab. Unter gefährlichen Krankheiten ertrug sie die ganze Gewalt des lothrechten Strahls und der mephitischen Feuchtigkeiten. Mit eiserner Beharrlichkeit durchzog sie die dumpfigen Waldungen und die nassen Savannen; sammelte Insecten, Amphibien und Gewürm; beobachtete ihre Natur, ihre ganze Lebensart; stellte sie in den trefflichsten Zeichnungen mit lebendigen Farben dar, und arbeitete unerläßlich, bis ihr Körper dem Klima erlag und sie sich nur durch die Rückkehr nach Europa dem Tode entriß.

Vier Jahr nach ihrer Rückkunft trat dann das Meisterwerk über die Surinamschen Insecten an's Licht.

Dieß prächtige, außerordentliche Werk (Histoire des Insectes d'Europe et de Surinam und be-

besonders Metamorphosis Insectorum Surinamensium. Amstel. 1705. fol.) hat uns für diesen Theil der Naturgeschichte und für viele andere dortige Thierarten und Pflanzen gleichsam eine neue Welt eröffnet.

Dennoch war ihr rastloser Forschungsgeist hierdurch nicht gesättiget. Ihre Tochter verheirathete sie nach Suriname; und diese, gleichfalls eine Forscherinn und Künstlerinn, sandte der Mutter von dort aus alles, was sie in der Naturgeschichte Neues entdeckte. Indeß hatte die große Reise, jenes böse Klima, die vielen Anstrengungen, der seltenen Frau vielfache Krankheiten und Leiden zugezogen. Sie erlebte nicht das Glück, ihre trefflichen Werke völlig bekannt gemacht zu sehen. Sie starb 1717 im 70. Jahre, aber ihre jüngste Tochter beschenkte die Welt mit dem dritten und letzten Theile der Arbeit der außerordentlichen Mutter.

Bey Eröffnung der Werke der Merianin bleibt man mit Recht im Zweifel, ob man mehr über den Reichthum der dortigen Natur, oder über ihre Schönheit und Pracht selbst in den am mindesten geachteten Geschöpfen erstaunen soll.

Schmetterlinge, oft von der Größe mittelmäßiger Vögel, glänzen durch den blendendsten

Lasur (Papil. Menelaus; Teucer; Idomeneus u. a.) durch Spiegel, die das Auge täuschen (le Portes miroir Papil. Clio Psidii u. a.), durch Perlmutter und Gold (Papil. Leilus; Helena; Venillae; Cupido) und alle übrige der herrlichsten Farben in wunderbarer Mischung zusammen gestellt.

Selbst die Nacht wird durch lebendige Laternen beträchtlich erhellet, durch ein eigenes Geschlecht geflügelter Insecten, dessen großer phosphorescirender, hellleuchtender Kopf den Menschen im Dunkeln wie eine Fackel leitet, da am Tage die schönen Flügel nicht weniger durch prächtig gefärbte Spiegel das Auge ergötzen (Fulgora laternaria L.), der große Laternenträger.

Dagegen erzeugen sich denn aber in dem dortigen Klima eine ungeheure Menge widriger Insecten, die den Einwohner tausendfachen Leiden bey Tage und bey Nacht aussetzen. Spinnen von der Größe einer Mannshand, die selbst kleine Vögel verzehren (Aranea avicularia L. *) sind durch ihre Bisse noch gefährlicher als die vielen Scorpionen und Scolopendren.

*) Dieses widrige Thier hägt doch große Mutterliebe. Es trägt seine Eyer im Eyersacke mit sich stäts umher.

Die Zancuden, Mapeinen, Maringoings und Muskiten (Culex haemorrhoidalis? L. pipiens) sind die nächtlichen Blutsauger, während daß am Tage vielartige Bremsen, Stechfliegen (Tabanus cayennensis, mexicanus, occidentalis, ruficornis, L.), Wespen und Bienen (Vespa Lanio, striata, cyanea; Sphex caerulea, ruficornis, argillacea; Apis Surinamensis; argillosa; versicolor. u. a.) ihn bey Tage mit ihren Stacheln ängstigen. Zugleich verheeren oft große Züge von Heuschrecken und Ameisen die Pflanzungen; die Termiten aber ganze Gebäude.

Von den wilden Bienen auf Suriname verdient hier ein sonderbarer Charakterzug auf Stedmanns Zeugniß einen Platz.

In der hölzernen, temporairen Wohnung, welche Stedmann auf seinem Zuge gegen die Maron-Neger errichten ließ, hatte sich zugleich ein Schwarm wilder Bienen an der oberen Wand angebauet. Hier wohnten sie mit ihrem Hausherrn und seinem treuen Neger Quaco in größter Harmonie, als Stedmann eines Tages den Besuch eines Fremden erhielt. Ueber diesen fielen die Bienen mit Ungestüm her und zwangen ihn unter fürchterlichen Schmerzen das Haus schnell zu verlassen. Aus gerechter Furcht, von ihnen

gleichfalls zerstochen zu werden, gab Stedmann sogleich Befehl, das Bienennest durch Feuer hinweg zu schaffen, aber ein alter Neger hielt ihn zurück. „Herr," sagte er, „sie hätten euch längst gestochen, wenn ihr ihnen fremd wäret. Ihr und „eure Leute dürft dreist, sogar bis zu ihrem Neste hinauf gehen, und sie werden als Miethlinge „die Hausgesellschaft unversehrt lassen."

Jetzt ward der Neger Quaco zur Probe beordert, nackend zu dem Neste hinauf zu steigen, die Bienen ließen ihn ruhig. Stedmann selbst machte den Versuch; er schüttelte sogar ihr Nest. Sie summeten ihm zwar um den Kopf, aber keine einzige Biene suchte ihn zu verletzen.

Eben dieser alte Neger betheuerte auf das gewissenhafteste die Wahrheit von folgender noch merkwürdigeren Thatsache. Auf der Plantage seines Herrn stehe ein alter Baum, darin habe sich seit langen Jahren eine Gesellschaft von Bienen und von Vögeln eingenistet, und lebten mit einander in der vollkommensten Eintracht. Nahe sich aber ein anderer fremder Vogel dem Baue der Bienen, so werde er sogleich von jenen befiederten Mitgenossen gemeinschaftlich vertrieben; dagegen vertreiben die Bienen alle fremde Bienen, die sich den Nestern der Vögel näherten.

Wegen dieser Merkwürdigkeit häge der Herr der Pflanzung und dessen ganze Familie eine solche Achtung für den Baum, daß ihn, als ein Heiligthum, nur allein die Zeit zerstören solle.

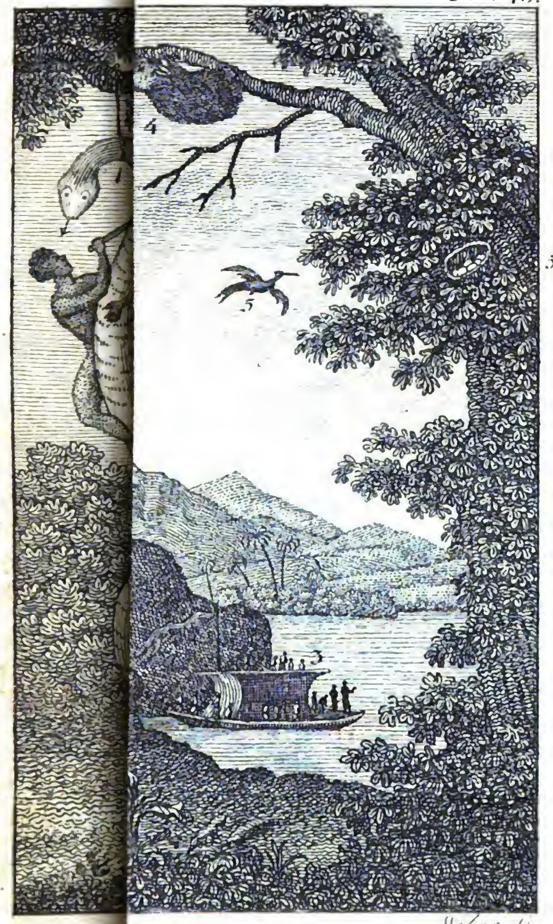
Die Summe der Amphibien ist in Gujana gleichfalls eben so zahlreich, als außerordentlich. Unter den Schlangen, wovon mehrere zu den giftigsten gehören, verdient hier die Wassermutter Aboma oder Boiguacu einer besondern Erwähnung. Sie ist von der Riesenschlange (Boa Constrictor L.) so wohl durch die Größe, noch mehr aber durch zwey Krallen, wie der Sporn eines Hahns, welche sich, wie Stedmann bezeugt, gegen das Ende des Leibes befinden, verschieden. Ihre Farbe ist auf dem Rücken grünlichschwarz, die Seiten sind gelbbraun, und beydes ist mit regelmäßigen weißen Ringen schön gefleckt. Sie ist auf 30 Fuß lang und hat die Dicke eines Menschen; übrigens völlig ohne Gift. Ihr Kopf ist breit und platt, aber im Verhältniß zu ihrem Körper klein; der große Rachen hat eine gedoppelte Reihe Zähne; die hervorstehenden Augen sind glänzend, und der ganze Körper ist mit Schildern oder großen Schuppen besetzt.

Als Stedmann dieß Ungeheuer auf seinem Marsche in den waldigen Morästen von Suriname

entdeckte, lag sie aufgerollt unter dem abgefallenen Laube und Gesträuche; schoß die gabelförmige Zunge hin und her; und schien gleichsam Feuer aus den Augen zu sprühen. Zwey Mahl ward ihr Körper mit Kugeln durchbohrt, aber sie schlug nur desto wüthender um sich, und alles Gesträuch mähete sie in ihrer Nähe wie mit einer Sichel ab. Nur erst durch den dritten Schuß, der den Kopf traf, ward sie erlegt. Dennoch machte die noch im Körper zurück gebliebene Lebenskraft es Anfangs gefährlich, sich ihrer zu bemächtigen. Ein Neger warf ihr die Schlinge eines starken Taues um den Hals, zog hiemit den Körper aus dem sumpfigen Lager hervor und erstieg mit dem Taue einen Baum. Er warf das Tau über einen starken gabelförmigen Zweig, ein Paar andere Neger zogen nun dadurch das Thier in die Höhe. In dieser Stellung bestieg der erste Neger, ein starkes Messer zwischen den Zähnen, den Baum, vor ihm aber die Schlange selbst, klammerte sich mit den Beinen daran fest, und weidete das Thier nun aus *).

Außer der schönen Haut zum Ausstopfen erhielt man 4 Gallonen (gegen 40 Pfund) Fett; und wohl eben so viel war verloren gegangen.

*) Man s. das Kupfer.



Weber sc.

...ME.

1) die S... Barthe 4 der . ti 5 Kolibri und Nest.

Dieses Oehl ist sehr schätzbar bey Quetschungen und Verwundungen, und wie der Arzt Fermin versichert, ist es ein treffliches Mittel gegen den Rheumatimus.

Selbst nach der Ausweidung und dem Enthäuten äußerte der Körper noch Spuren des Lebens.

Die Aboma oder Boiguacu nährt sich von großen Thieren, die sie, aufgerollt und unter verfaulten Baumstämmen, Moose und Laube verborgen, durch Ueberfall erreichen kann; denn zum Verfolgen ist sie zu unbehülflich. Sie zerbricht großen Thieren die Knochen durch ihr eigenes Gewicht und durchs Umschlingen; sodann begeifert sie ihre Beute im Rachen, bevor sie sie verschlingt. Sie begnüget sich indeß auch mit kleineren Thieren. Fermin fand in der Boiguacu, welche ihm vier Neger noch lebend zuschleppten, ein Faulthier, einen Ameisenfresser (Tamandua) und ein Legouana (Lacerta Iguana L.). Der Mensch hat nur im Fall des Hungers von ihr zu fürchten; auch machen die Neger Jagd auf dieß mächtige Thier, da das weiße Fleisch von ihnen gegessen wird.

Außer der Aboma zählt Fermin noch 20 verschiedene Arten von Schlangen auf Suriname,

und außer dem Alligator, der Lenguane und dem Chamäleon noch 9 Arten Eidechsen.

Das Geschlecht der Frösche enthält aber in Gujana die sonderbarsten Amphibien.

Nicht leicht hat die Natur scheußlichere und zugleich merkwürdigere Geschöpfe hervorgebracht, als zwey Arten surinamischer Kröten. Die erste ist die gehörnte Kröte (Rana cornuta palpebris conicis Linn.). Der übermäßige Kopf dieses großen Thieres wird schon durch den weiten Rachen gräßlich, noch weit mehr aber durch die Augenlieder. Diese erheben sich tutenförmig über das große wilde Auge, und bilden darüber beträchtliche hornförmige Spitzen. Der breite warzige stachlige Körper ist dabey mit breiten braunen Linien überlaufen, und vermehrt das äußerst widrige Ansehen des ganzen Thieres. Der englische Naturforscher Shaw und hiernach die Herausgeber des Museums des Wunderbaren haben eine gute Zeichnung davon geliefert.

Die gehörnte Kröte ist selbst in Gujana seltener, als die noch weit merkwürdigere Pipa.

Bey dieser Kröte (Rana Pipa; digitis anticis muticis quadridentatis posticis unguiculatis Linn.) darf man mit Recht ausrufen: Unbegreiflich ist die Natur, selbst in ihren mindesten Werken! Uner-

reichbar unserem Geiste und unseren Sinnen! Durch die verachtetsten Geschöpfe demüthiget sie plötzlich unser gesammtes Wissen, unsere vermeinte Weisheit!

Als die genauesten Forscher der Natur, ein Löwenhoek, Swammerdam und Rösel, die Erzeugung der Frösche durch jahrelanges Beobachten zu ergründen bemühet gewesen waren, glaubte man, alles sey erschöpft über die Zeugung dieser Amphibien. Mit Bewunderung sah man in Rösels unsterblichem Werke über die Frösche, wie das Männchen von unserer europäischen Kröte den Hebammenmeister bey seinem Weibchen macht. Aber wie staunte man nicht über eine Kröte, die Pipa, welche ihre Eyer und ihre Jungen auf dem Rücken ausbrütet. Dieß schien auf einmahl unsere durch vieljährige Beobachtungen entdeckten Geheimnisse der Zeugung dieser Thierarten zu vernichten. Schon mußte die Natur bey der Pipa gerade allen ihren bekannten Gesetzen entgegen wirken. Im Rücken sollte sich bey ihr die Gebärmutter endigen; von innen hinaus sollten die Jungen dadurch an die Luft treten.

Endlich schwanden durch die fleißige Forschung Fermins im Vaterlande des wunderbaren Thieres selbst alle diese Unnatürlichkeiten. Die Anatomie

fand die innern Zeugungstheile der Pipa gerade wie die der übrigen Froscharten; auch traf die Fortpflanzung selbst hiermit zu. Nur die eigentliche Entwickelung der Eyer oder des Laichs zeigte ein durchaus ungeahndetes Phänomen. Wenn die weibliche Pipa die Eyer von sich gelassen hat, faßt das Männchen den Laich und streicht ihn auf den Rücken des Weibchens; legt sich, wie Fermin sah, Rücken gegen Rücken darauf und druckt, indem er sich darauf wälzt, die Eyer in die schleimige Haut des Weibchens fest. Hierauf nimmt es die umgekehrte Lage an und befruchtet, wie die übrigen Frösche, diese dort festgehefteten Eyer.

Dieß alles beobachtete Fermin an einem Paare dieser Kröten, die er während vieler Monathe in einer mit Wasser gefüllten Grube seines Gartens erhalten hatte.

Die Eyer verwachsen sodann mit der warzigen Rückenhaut der Mutter, und nach einigen 80 Tagen entwickeln sich daraus die jungen Kröten, völlig wie unsere Frösche, nähmlich als Kaulquappen mit kleinen Schwänzen. Von letzteren ist man durch die hierin entscheidende Blumenbachsche Zeichnung jetzt völlig überführt *).

*) M. s Blumenbachs Abbildungen, 4. Heft. Nro. 36.

Wenn also die Mutter hier die Brut auf sich trägt und auf sich ausbrüttet, so ist es wahrscheinlich, daß den Eyern, selbst unter jenem heißen Himmel, ein höherer Grad von Wärme, die Wärme des Leibes der Mutter, zu ihrer Entwickelung nöthig sey.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß die Pipa gezähmt werden kann. Stedmann sah auf Suriname einige dieser Kröten, die da als Hausthiere mehrere Jahre lebten.

Unter der kaum aufzuzählenden Menge des Gefieders, wodurch die Wälder Gujanas belebt werden, gibt es ganze Geschlechter, die diesen und den umliegenden Ländern vorzugsweise eigen zu seyn scheinen.

Ohne das große Heer der Papageyen anzuführen, gehört hierher von den minderbekanntern das Geschlecht der Pipra. Man kennt bereits über 25 Arten; die meisten finden sich in Gujana. Zwar sind dieß nur kleine, unsern Meisen ähnliche Vögel, aber sie prangen mit den schönsten Farben (z. B. Manacus superbus) und verschiedene Arten derselben, z. B. der gold- und rothköpfige Manakin findet sich dort in sehr großen Schaaren.

Ein anderes Geschlecht der Vögel von Gujana ist wegen seiner Fähigkeiten merkwürdig.

Der Psophia, ein dem Kraniche nahe stehendes Thier, zeichnet sich durch seine Stimme, noch mehr aber durch den Grad seiner Zähmung und Anhänglichkeit an den Menschen von den meisten uns bekannten Vögeln aus. Der Trompetenvogel (Psophia crepitans L.) ist größer und besonders stärker gebauet als der Brachvogel (Numenius arquata L.), hat einen kürzern Schnabel als der Kranich, fast wie der des Trappen. Die vierzehigen starken Füße haben nur kurze Nägel.

Den Körper trägt er, wie die Kraniche, aufrecht, läßt ihn auch häufig nur auf einem Beine ruhen.

Gewöhnlich ist die Hauptfarbe schwarz, bey Andern spielt sie ins Grünliche.

Das Sonderbare besteht in dem trompetenähnlichen Tone seiner Stimme, die gleichsam aus dem Bauche hervor zu kommen scheint. Dennoch fand Pallas durch die Anatomie hierzu keine besondere Einrichtung der Kehle, nur war der Luftsack sehr weit und zellicht gebauet.

Diese Vögel äußern eine ganz außerordentliche Anhänglichkeit an den Menschen. Sie ge-

hen nicht nur dreist in den Häusern umher, sie schmeicheln ihren Herrn, und geben sogar bey seinem Wiedersehen ein Freudengeschrey von sich. Sie folgen ihm sogar über die Straße, verweilen vor dem Hause, in welches er hinein gegangen ist, und warten bey Tische hinter oder neben seinem Stuhle, um von ihm Brod, Fleisch oder Fische zu erhalten.

Viele Merkwürdigkeiten der Ornithologie dieser Länder wären hier noch zu erwähnen, z. B. des schönen Sonnenreihers (Ardea Helias. Oiseau du Soleil. Fermin), der wegen seines trefflichen Gefieders, wegen des Bildes der Sonne, so sich im Innern der ausgebreiteten Flügel zeigt, und endlich wegen der stäten Bewegung seines Körpers gleich auffallend ist.

Mögen jetzt Gujanens übrige Thierarten, welche gleichfalls Brasilien und Peru gemein sind, bis zu den Nachrichten über diese Länder verspart bleiben; nur eines sey uns erlaubt, hier noch der Geschichte des dortigen Menschen vorangehen zu lassen, da es in den Haushalt und die Beschäftigungen der Einwohner besonders eingreift. Dieß ist nähmlich der

Manati oder Lamentin.

Dieses Thier (Trichechus Manatus dentibus

laniariis inclusis L.) ist auch deßwegen dem Naturhistoriker wichtig, weil es die Quadrupeden mit den Wallfischen verbindet. Es steht ihnen bereits näher als die Seehunde (Phoca). Bey diesen sind nähmlich die Hinterbeine, obgleich nur kurz und wie im Leibe versteckt, dennoch wirklich vorhanden, die Vorderbeine nebst ihren Zehen aber deutlich wie an den übrigen Quadrupeden. Beym Lamentin findet sich zwar das Vorderbein nebst seinen vier Zehen und Nägeln, allein das Ganze ist von einer eigenen Haut beutelförmig umgeben, gleicht dadurch einiger Maßen einer kurzen breiten Schaufel, und dient trefflich als Ruder: von dem Hinterbeine hingegen ist auch keine Spur. Der Schwanz ist ziemlich breit, aber kurz, und wie Daubenton sagt, bieberähnlich. Der starke Kopf hat einige Aehnlichkeit mit dem eines Bullenbeißers, besonders durch die herabhangenden Oberlefzen. Die Augen sind klein; die äußern Ohren fehlen gänzlich, es ist nur eine Gehöröffnung vorhanden; dennoch hört das Thier scharf. Ebenfalls fehlen oben und unten alle Vorderzähne; nur allein mit Backenzähnen weidet der Manati Seegewächse, seine einzige Nahrung, ab; aber er säuft süßes Wasser, daher man ihn

besonders an den Mündungen der Flüsse findet. Die breite, platte Schnautze hat weite Nasenlöcher und ist mit starken Borsten besetzt. Sein Laut kommt dem eines Ochsen ähnlich. Der tonnenförmige Leib hat gleichfalls die Dicke eines Ochsen. Die ganze Länge des Thiers beträgt oftmahls auf 16 Fuß, und sein Gewicht 500 bis 800 Pfund.

Der Manati ist ein Thier von sanftem Naturell; ja er soll keines unbeträchtlichen Grades der Zähmung fähig seyn, selbst seinen Nahmen kennen und sich rufen lassen. Aus dem Wasser aber gleich den Phoken heraus zugehen, dieß erlaubt ihm seine Bildung nicht. Das Thier lebt so wohl bey den Antillen als am Senegal, in Congo, wo es unter dem Nahmen der Meerjungfer bekannt ist. Aber in weit grösserer Anzahl findet es sich an den Küsten von Darien und an den Mündungen der Flüsse von Gujana. Im Amazonen-Flusse steigt es bis zu den Wasserfällen hinauf.

Dieses große Thier säugt seine beyden Jungen wie der Wallfisch; und soll monogam seyn. Es schläft oftmahls, indem es den Kopf über dem Wasser empor hält. Dieß biethet den Einwohnern von Gujana eine sehr bequeme Gele-

genheit dar, es zu entdecken und sich ihm zu nähern.

Es ist aber die Jagd des Lamentins oder Meerochsen, wie man ihn hier nennt, für sie ein sehr wichtiges Geschäft, das besonders im Julius und August auf folgende Art von ihnen unternommen wird.

Drey bis vier Indianer, oft gebraucht man auch hierzu Neger, rudern, so bald sie den Meerochsen entdeckt haben, in einem Kahne in möglichster Stille auf ihn zu, und schießen, wenn sie nahe genug sind, mehrere Wurfpfeile, eigentlich Harpune auf ihn ab; diese sind an einer sehr starken Linie von 30 bis 40 Klafter befestiget. Die Linie des Wurfpfeils lassen sie dem sodann schnell fliehenden Thiere nachschießen, da die Linie zugleich mit flachen Hölzern verbunden ist, so entdecken sie durch diese stets obenauf schwimmende Hölzer den Weg des angeschossenen Thiers; sie suchen ihm sodann noch mehrere Wurfpfeile beyzubringen, wodurch der Lamentin sich verblutet, worauf er entweder in den Kahn gezogen wird, oder, im Falle der Körper zu groß ist, durch eine Linie, die sie ihm um den Hals werfen, durch den Kahn fortbugsirt wird.

Das Fleisch des Lamentins ist trefflich; es

kommt dem besten Schweinefleische sehr nahe. Selbst die Haut, wenn sie gekocht wird, ist eßbar, und hat viel Aehnliches mit gekochten Ochsenfüßen. Sonst kann man auch ein dichtes Leder daraus bereiten. Das Fleisch wird in Stücken zu zwey bis drey Pfund geschnitten und zwey Mahl gesalzen, hierauf von den europäischen Kaufleuten in Fässern versandt. Die Indianer, denen es an Salz fehlt, dörren es wie andere Fische.

Die Bewohner von Gujana.

Auch in diesem Theile der neuen Welt müssen wir genau den ursprünglichen Menschen von den dort eingewanderten und den durch diesen eingeführten, unterscheiden. Der Eingewanderte, der Europäer, ist freylich dort jetzt der Herr, oder vielmehr, wie überall, wo dieses hochcultivirte Geschöpf sich nur sehen läßt, allgewaltiger Tyrann; allein die Natur rächt sich dafür an ihm. Das Klima straft ihn, verändert ihn; und diese Veränderung verdient daher bemerkt zu werden. Der Original-Bewohner, als der hier am weitesten verbreitete Mensch, behauptet indeß bis jetzt noch die erste Stelle.

So wohl das holländische als das französische Gujana war und ist noch jetzt fest von einer grö-

ßern Anzahl indischer Nationen bevölkert, als Nord-Amerika. Wahrscheinlich sind sie nicht alle von ein und demselben Stamme. Nur allein in dem französischen Gujana nennt Barrere gegen 50 verschiedene Völkerschaften. Uebrigens theilt eben dieser Reisende diese Völker überhaupt in Indianer der Küste und Indianer des Binnenlandes oder der Waldungen.

Eins der hauptsächlichsten Völker von Gujana haben wir bereits umständlich kennen gelernt, nähmlich die Caraiben *). Denn diese hatten sich von dort auf den Antillen niedergelassen.

Eine zweyte Hauptnation heißt die Galibis. Sie kommt den Caraiben ziemlich nahe; und mehrere Schriftsteller nehmen jene gar für Abkömmlinge der letzteren an. Wir werden indessen die Galibis hier genauer anzeigen.

Nach ihnen gibt Barrere den Cussaniern und Maraonen den zweyten Rang. Stedmann rühmt aber besonders wegen ihrer körperlichen Schönheit und Geschicklichkeit die Arrowaukas.

Einige dieser Völkerschaften zeichnen sich durch höchst sonderbare Gewohnheiten aus. So halten

*) M. s. den 2. Jahrgang dieses Taschenbuchs.

die Nationen, welche um die Mündung des Amazonen-Flusses wohnen, eine platte Stirn und einen flachen Hinterkopf für eine große Schönheit; sie pressen daher ihren Kindern die Köpfe vermittelst zweyer Breter in dieser Richtung zusammen.

Die Akoguonas setzen ihren Schmuck darin, Papageyenfedern in der Backe zu tragen; hierzu durchbohren sie die Wangen.

Dagegen graben die Palicurs schwarze Zirkellinien, die von einem Ohre über das Kinn zum andern gehen, auf ihr Gesicht, und tragen zugleich Ringe in der Nase.

In vielen Stücken kommen indeß diese Nationen mit einander überein; und wir dürfen deßhalb hier nur besonders auf einige der Hauptnationen Rücksicht nehmen.

Die Indianer von Gujana sind nicht sehr groß; von Farbe röthlich braun, kommen aber weiß zur Welt. Sie haben einen starken Unterleib und langes, straffes, schwarzes Harr; aber nur wenig Bart; und auch diesen reissen sie aus, so wie alles Haar am Leibe selbst.

Die Weiber sind zart gebauet; haben kleine Augen (Fermin schreibt ihnen größere Augen zu) von Farbe und Huaren den Männern gleich;

zeigen aber eine angenehme Freundlichkeit, und sind überhaupt nichts weniger als häßlich. Ihre ganze Bedeckung besteht gewöhnlich nur in einer Camiza, einem kleinen Schurzfelle, um dasjenige zu bedecken, was die Sittlichkeit befiehlt. Aber dieser Schurz schützet auch wider die Insecten, und dient als Suspensorium für die dort häufigen Brüche. Die Weiber besetzen diese Schürze unten mit Korallen; die Männer lassen die Streifen oft lang herab gehen.

Alle Indianer färben sich stark mit Roucou, das mit Kajaput-Oehl (Ol. Ricini) abgerieben wird; einige lassen sich, wenn sie in den Krieg gehen, schwarze Streifen auf den Körper mit einem sehr dauerhaft färbenden Pflanzensafte zeichnen.

Von Jugend auf zu allen körperlichen Uebungen gewöhnt, sind sie treffliche Schwimmer, Fischer und Jäger. Dieß Volk, sagt Pitou, hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füße eines Hirsches, und die Gelehrigkeit eines Hundes.

Sie sind gastfrey und als Freunde gutmüthig; aber träge, argwöhnisch und gereitzt, glühen sie von unversöhnlicher Rache. Diese zu befriedigen ist ihnen jede Methode gleich; der Pfeil, die Keule oder das Gift. Von letzterm haben sie

ganz besondere Kenntnisse, dabey verstehen sie es, sich dessen mit tieffter Verstellung bey dem heitersten Freundschaftsmahle zu bedienen.

Sie lieben die Völlerey; und in dieser Lage sind sie aller Laster fähig. Nüchtern haben sie aber große Enthaltsamkeit. Selten zanken sie, und betragen sich, der Nacktheit beyder Geschlechter ungeachtet, sehr anständig gegen die Weiber. Sie leben in Polygamie; dennoch ist der Ehebruch selten, wird auch in Rücksicht der Frau, ja oftmahls des Verführers, mit dem Tode bestraft. Pitou erzählt davon ein merkwürdiges Beyspiel, welches zugleich in Rücksicht ihrer Sitten überhaupt hier schon einen Platz verdient.

Um diese Stelle gehörig zu verstehen, muß man wissen, daß ein Knabe seinem Vater Hyroua, von dem, was zwischen der Mutter, Lisbe, und ihrem Liebhaber Makayabo, einem Freunde des Vaters, vor der Zuhausekunft des Letzteren vorgegangen war, Nachricht gegeben hatte, und daß Letzterer einen großen Schmaus gab, bey welchem sich gleichfalls der Liebhaber unter den Gästen befand.

Nachdem die ganze Gesellschaft beysammen war, wandte sich der Vater zu dem vermeinten Liebhaber der Frau und sagte: „Du hast meine

„Frau erwartet; ihr seyd mit einander einverstan„den. Wir müssen deßhalb aufs reine kommen „Du verstehst mich.“ Bey diesen Worten ergrif er sein Boutou *) und der Kampf begann. Füße, Fäuste und Zähne wurden dabey benutzt: Der Boutou fliegt auf die Seite; sie drehen sich um, packen einander, würgen, heben und werfen sich auf die Erde von Blut und Schweiße triefend. So kämpften diese beyden rüstigen Männer an Kräften ziemlich gleich, zu dreyen Mahlen, als endlich der Liebhaber, der gewandter war, dem Manne einen so harten Schlag versetzte, daß dieser zu Boden stürzte und zum weitern Kampfe unfähig ward. Jetzt ging aber die Frau auf den Sieger los, hieb ihn in den Arm und spaltete ihm gleich darauf den Kopf, daß er todt vor ihr niederfiel. Die Versammlung bezeugte durch ein großes Geschrey und Händeklatschen ihren Beyfall, und in demselben Augenblick nahmen alle Männer, als hätten sie es verabredet, mit einander ihren

*) Eine Keule aus sehr festem Holze, etwa zwey Fuß lang und einen Zoll dick; in der Mitte schmal, an beyden Seiten gegen 4 Zoll breit. Die Franzosen nennen sie von dem Gebrauche, den die Wilden im Kampfe und im Kriege davon machen, Casse-tête.

Boutou zur Hand und prügelten ihre Weiber. Diese vertheidigten sich nur schwach, sie ertrugen es sichtlich gerne. Denn als der Franzose aus Unwillen über diese Grausamkeit, die eine Frau, welcher ihr Mann den Kopf blutig geschlagen, diesem Wütherich entriß, ging sie ein Paar Schritte fort, ergriff den Bogen des Mannes und schoß ihn empfindlich auf die Schulter. Sie schäumte vor Wuth, daß er sie den Schlägen des Mannes entzogen hatte und rief: „wenn er mich „schlägt, so thut er es, weil er mich liebt.“ Pitou mußte sich entfernen, denn alle Weiber nahmen Partey gegen ihn. Wie sehr erstäunte er aber, als eben diese Frau ihn bald darauf wieder aufsuchte, während daß ihr Mann und die Gäste den Rausch ausschliefen. Sie bath ihn dringend zurück zu kommen. „Sey unbesorgt,“ redete sie ihn an, „Niemand wird dir etwas sa„gen, so bald du uns nur nicht in unsern Liebko„sungen, noch in unsern Schlägen störst.“

Indeß war der Ausgang dieser Geschichte noch weit trauriger. Nachdem Hyroua nebst der Gesellschaft den Rausch ausgeschlafen hatten, führte er den Franzosen in den Suwa oder den großen Versammlungssaal des Dorfes; hier lag die Leiche des erschlagenen Liebhabers, eines na-

hen Verwandten des großen Zauberers. Der Indianer blies in ein großes Ochsenhorn; auf dieses Zeichen kam das ganze Dorf nebst dem König in der Suwa zusammen.

Und nun hob eine förmliche Anklage, ein Todtengericht, gegen den von der Frau erschlagenen Liebhaber M a k a y a b o an. Hyroua trat auf und sprach zum Könige: „Mein Weib, mein „Canot, meine Pfeile und mein Boutou sind mein „einziges Eigenthum. Makayabo hat mir meine „Gefährtinn nehmen wollen; mein kleiner Ywam „hat es mir hinterbracht; ich schwöre es beym „Tamonzy (dem guten Gott) und beym furchtba„ren Hyruka (dem bösen Gott, dem Teufel.) „Ich habe ihn nur für diesen Frevel bestraft. „Ich will einschlafen und unter Hyrukas Macht ge„geben werden, wenn ich Dich o König! betriege.“

Zur Vertheidigung des Getödteten nahm nun dessen Bruder das Wort. Er sagte, indem er den Leichnam hielt:

„Ich kam von der Jagd; Lisbe begegnete mir. „Ich half ihr durch den benachbarten Strom, „und sie ging früher, als ich, zu ihrer Hütte; „dieß ist mein ganzes Verbrechen.“

Jetzt stand der König auf und entschied auf folgende Weise:

„Ich

„Ich weiß genug. Makayabo hat Lisbe „überfallen. Tamouzy wird ihn richten, und er „soll nicht unter uns schlafen dürfen; sein Ca- „not und seine Pfeile gehören seinem Bruder."

Hierauf ward der Leichnam in den Wald ge- schleppt und den Courmons (der Beschreibung nach wahrscheinlich der Aasgeyer, Vultur Aura) zum Futter hingeworfen.

Bald nach dieser Begebenheit überfiel die Nation der wilden Androyos dieß Dorf, gerade bey einem festlichen Tanze. Die meisten wurden von den an Mannschaft weit stärkeren Androyos erschlagen; hierunter auch der König und Hyroua. Die Sieger zeigten sich völlig als Anthropopha- gen. Sie wühlten, sagt Pitou, wie wüthen- de Thiere mit dem Kopfe in den Leibern der Sterbenden.

Das Dorf ward zerstört; die Uebergebliebe- nen errichteten aber ein neues, und wählten den Sohn des umgekommenen Königs zum neuen König. Dieser sprach nebst seinem Bruder um die Hand der Tochter der Lisbe an, und die Hochzeit sollte gefeyert werden, so bald der große Zauberer hierzu würde die Vorkehrungen getrof- fen haben.

Der große Zauberer war aber der Gemahl

von Barka, der Schwester des erschlagenen Makayabo. Auf dem Hochzeitsfeste kamen daher die beyden größten und zugleich bedeutenden Feinde, Lisbe und Barka, nothwendig zusammen.

Die Bräute waren kurz zuvor für mannbar erklärt worden, und hatten deßhalb, den Sitten der Wilden zu Folge, lange Fasten und andere sehr harte körperliche Proben *) bestehen müssen.

Der große Zauberer ordnete sodann die Hochzeitsfeyer an, wozu die starken Getränke in großer Menge bereitet waren. Barka schmeichelte hierbey der Lisbe außerordentlich, und Pitou hielt dieß für ein sicheres Zeichen der völligen Versöhnung. Sie hatte die Coujons (große Gefäße für die Getränke) für die Prinzen, für Lisbe, ihre Töchter und den Franzosen selbst bereiten und füllen lassen. Diesem both sie die Schale zuerst an; glücklich genug für ihn, daß er sich mit seinem Uebelbefinden entschuldigte.

*) M. s. den •. Jahrgang dieses Taschenb. Die Proben, welche die Mädchen bestehen müssen, um mannbar erklärt zu werden, sind fast eben so hart, als die dort beschriebenen. Sie werden in der auch den großen Ameisen ausgesetzt, die sie auf das schrecklichste martern.

Aber die Uebrigen tranken, und bald darauf ergriff sie der schrecklichste, brennendste Schmerz. Es war der Todesschmerz, denn Barka hatte sie mit einander vergiftet. Der König und sein Bruder bekamen früh genug von einem anderen Zauberer oder Pyaye, wirksames Gegengift; sie entgingen daher, nach einem lethargischen Schlafe, dem Tode. Allein Lisbe und ihre Töchter wurden Opfer der Rachsucht. Barka ward hierauf der Vergiftung überführt, und Trotz den Verwünschungen des großen Zauberers, der die Richter mit Tamouzy und Hyrouka bedrohete, zum Tode geführt.

Der große Zauberer war nebst seinem Sohne entflohen in seinem Canot; allein die Rache des Himmels schlief nicht. Man fand ihre Leichen bald darauf nebst dem von den Wellen zerschmetterten Canot, an dem Fuße eines Felsen.

So endigt diese romanähnliche, aber in Rücksicht der Sitten der Wilden von Gujana, lehrreiche Geschichte.

Die Regierungsform dieser Indianer ist monarchisch; sie stehen unter einem König und kleinere Ortschaften unter einem Caziken; und sie wußten die Monarchie gegen die Einwürfe des französischen Republikaners, denn Piton war ei-

ner der nach Cayenne von seiner Gegenpartey im Directorium Verbanneten, sehr geschickt zu vertheidigen.

Mehreres von ihren Religionen, von ihren Ehen und ihren Gebräuchen ist bereits in jener Erzählung des Pitou vorgekommen.

Ihre Wohnungen sind zweyerley Art; niedrige und hohe Häuser. Die erstern sind niedrige Hütten mit Palmblättern gedeckt, und die hohen Häuser die benannten Sura's. Letztere stehen auf langen Pfosten hoch über der Erde, so daß man unter dem Boden des Hauses durchgeht. Man steigt auf einer sehr schlechten Leiter, nicht ohne Gefahr zu fallen, hinauf. Vielleicht hat diese Wohnung zu dem Gerücht oder zu der Fabel Anlaß gegeben, als wenn man im Innern von Gujana Völker anträfe, welche, um sich vor den Tiegern und vor ihren Feinden zu schützen, auf Bäumen wohnten. Im de Bry sieht man noch eine Zeichnung, da die Spanier einen solchen von den Indiern bewohnten Baum niederhauen, während daß jene mit Pfeilen auf sie herab schießen.

Sir Walter Raleigh half diese wunderbare Nachrichten verbreiten, die, dem Barrere zu Folge, gänzlich ohne Grund sind. Es wäre übri-

gens nicht unmöglich, daß diese Bewohner eines so stark und oft plötzlich überschwemmten Landes sich könnten gezwungen gesehen haben, auf solche Weise ihr Leben zu fristen. Erkletterte doch Wafer die Höhlung eines Baumes in dem benachbarten Darien, und wohnte viele Stunden darin, um nicht durch eine Ueberschwemmung umzukommen.

Der Ackerbau dieser Indianer ist sehr verschwenderisch eingerichtet. Sie bebauen nähmlich niemahls einen Fleck Landes zwey Mahl, sie schlagen vielmehr ihre Wohnungen stets an andern Orten auf. Vor der Bekanntschaft mit den Europäern wurden ihnen alle diese Beschäftigungen viel schwerer, da sie weder Aexte noch andere eiserne Geräthschaft besaßen.

Die Jagd und die Fischerey ist nebst dem Kriege stets das Hauptgeschäft der Männer. Außer dem Bogen bedienen sie sich auch des Blaserohrs das Wild zu schießen, und sie betäuben auch die Fische durch narkotische Pflanzen. Eine Hauptnahrung sind bey ihnen gleichfalls die Krabben und die Schildkröten.

Ihre Pirogen oder Fahrzeuge sind nicht schlecht gebauet. Sie bestehen freylich nur aus einzelnen, durchs Feuer ausgehöhlten großen Bäumen,

dennoch haben sie eine Art Ruder, und oftmahls ein Segel von dünn geschnittenen Latten, die mit Lianen über einander gefügt sind. Uebrigens sind die Männer sehr träge; sie bringen den größten Theil ihres Lebens im Hamack zu. Die Weiber dienen nähmlich auch bey diesen Wilden statt der Arbeitsthiere, die nicht bloß alles tragen und herbey schleppen müssen, sondern auch die Speisen, den Roucou zubereiten, die Früchte und Wurzeln einsammeln, ja selbst den Acker bepflanzen, den die Männer von Bäumen gereinigt haben.

Die Indianer besitzen große Geschicklichkeit in Verfertigung von Körben und Töpfen. Fermin behauptet, ihre feinsten Körbe übertreffen alles, was man in Europa von solcher Arbeit liefert. Sie machen aber auch große starke Schließkörbe, deren man sich durch Vorlegeschlösser sehr bequem auf Reisen statt der Koffer bedienen kann.

Ihre irdene Gefäße bestehen aus fein gesiebter Asche und gutem Thon. Sie lassen sie vor dem Brennen im Ofen trocknen, und wissen ihnen einen schönen Glanz zu geben. Um das Trinkwasser lange aufzubewahren, verfertigen sie thönerne Gefäße von so erstaunlicher Größe, daß einige 4 bis 5 Anker fassen.

Zum Putze schmücken sie sich mit Aufsätzen von den schönsten Vogelfedern; auch verstehen sie den harten grünen Stein, den Jade oder Nephrit, länglicht zu schneiden und zu durchbohren. Diese Steine, welche sie als Putz tragen, stehen bey ihnen in größerm Werthe als das Gold. Man findet sie bey ihnen, ungeachtet ihrer Härte, bereits bearbeitet. Sie sind aber jetzt selbst dort selten, und sollen von einer tief landeinwärts wohnenden Nation unweit des Amazonen-Flusses nach Gujana kommen; daher sie auch Pierre des Amazones von Einigen genannt werden. Die Naturgeschichte des Jade ist noch nicht hinreichend aufgeklärt; es kommen offenbar Steine von sehr unter einander abweichender Zusammensetzung unter diesem Nahmen vor, deren einige sich der Härte des Kiesels weit mehr nähern, als die andern, die da einige Aehnlichkeit mit dem Steatit zeigen. Die gujanischen Jades spielen ins Hellgrüne; andere hingegen sind olivenfarb; noch andere gar weißlich.

Vormahls war der Verkehr dieser Völker mit den europäischen Colonisten nicht unbedeutend. Die französischen Kaufleute erhandelten von ihnen Sclaven beyderley Geschlechts. Dieß waren keine Neger, sondern fast lediglich Kriegs-

gefangene, die diese indianischen Nationen von ihren dortigen Feinden durch Ueberfälle, worin gewöhnlich ihre Kriege bestehen, gemacht haben. Ein erwachsener männlicher Sclave galt etwa 100 Thaler an Werth in europäischen Waaren; nähmlich Spiegeln, Angeln, Kämmen, Beilen und Aexten, eisernen Platten, Messern, Glaskorallen u. dergl.

Eine Indianerinn galt nur gegen 250 Liv. Solche Sclaven wurden dann mit mehr als 200 p. C. nach den westindischen Inseln verkauft. Allein schon zu Barrerens Zeit (1740) wurden diese Sclaven selten, und ihr Einkaufspreis hat sich auf's doppelte erhöhet; jetzt soll dieser Handel noch schwieriger seyn. Die Indianer bringen aber überdieß Körbe, Matten, irdene Gefäße und andere Sachen von ihrer Arbeit zum Verkauf gegen europäische Fabrikate; in früheren Zeiten brachten sie zuweilen Goldkörner, welche aus dem dortigen Flußsande gewaschen waren.

Doch genug von Völkern, die, obgleich dort einheimisch, jetzt nur eine sehr untergeordnete Rolle gegen die angesiedelten Europäer spielen, denn ihre Population ist so tief herab gesunken, daß man schwerlich 12 bis 15,000 Menschen zusammen bringen würde.

Die Europäer haben jetzt Gujana in gewinnreiche Colonien oder vielmehr Plantagen umgeschaffen. Die Stapelwaaren derselben treffen gänzlich mit denen des eigentlichen Westindiens zu; man kennt diese und ihren Bau hinreichend aus dem zweyten Jahrgange. In den letztern Zeiten haben aber besonders die Franzosen noch den Zimmt und die Gewürznelken hinzu gesetzt, welche freylich in diesem Klima schon bekommen können.

Hier also nur von den Colonien selbst, von ihrem Ertrage und von der Lebensart der Colonisten.

Die Etablissements der Holländer, deren Benennung bereits vorhin vorgekommen ist, haben zu ihrem Hauptplatz Paramaribo auf Suriname. Er ist am rechten Ufer des Flusses Suriname gelegen, dessen Eingang durch die beyden schräg einander gegen über liegenden Schanzen Leyden und Purmerent und höher hinauf durch das Fort Amsterdam geschützt wird; Paramaribo bildet ein längliches Viereck; seine geraden Straßen sind zugleich die schönsten Alleen von stets Blüthe und Früchte tragenden Citronen-, Orangen-, Pompelmuß- und Tamarintenbäumen. Dabey macht der kiesige Boden mit Muschelscha-

len überworfen das Gehen so angenehm, wie in den schönsten Gartenwegen Englands.

Die Wohnungen sind auf einem Grunde von Mauersteinen, von Holz, zwey bis drey Etagen hoch aufgeführt, haben aber wegen der Hitze keine Fenster noch Kamine; der Rauch des Küchenfeuers zieht durch eine Oeffnung in dem Schindeldache hinaus.

Da es an Quellwasser mangelt, hat man aller Orten Cisternen, oft zugleich Filtrirsteine.

Das Hausgeräth ist prächtig, und statt der Tapeten sind die Zimmer mit Cedern- oder Mahagonyholz trefflich getäfelt.

Fast durchgängig schläft man wegen des Klima's in baumwollenen Hangematten (Hamaks), wovon einige bis auf 120 Rthlr. kosten. Man schützt sich gegen die Musquitos durch Netze von Gaze.

Die Anzahl der Häuser beträgt 1400, und die Summe aller weißen Einwohner auf 5000, dagegen die der Neger oder Sclaven über 75000!

Die Straßen von Paramaribo sind sehr lebhaft. Man sieht hier fast beständig alle vier Welttheile neben einander, nicht nur an Menschen, sondern auch an Producten; und das unaufhörliche Hin- und Herfahren der Barken, Canote

und Schiffe, oftmahls mit Musik begleitet; die vielen Wimpel und Flaggen, die Gruppen sich badender Knaben und Mädchen, dieß alles bringt ein höchst angenehmes und interessantes Schauspiel hervor.

Sonderbar ist es aber, daß in einem so reichen Orte die edlen Metalle als Münze höchst selten sind. Fast aller Handel geschieht in Papiernoten von 5 engl. Schilling an bis zu 50 Pf. Sterling.

Das Papier verlor 1782 gegen bares Geld über 10 pr. Ct. Es ist hier eine kleine Danziger Münze Bit genannt, zwischen 3 und 4 ggr. an Werth, im Umlauf. Die Neger, da sie nicht lesen können, nehmen nie Papier.

Paramaribo ist ein äußerst theurer Ort. Ein Paar Stuben kosten ohne Meublen monathlich 3 bis 4 Pf. Sterling; ein sehr mittelmäßiges Haus jährlich 100 Guineen. Ein Pfund Fleisch von zahmem Vieh einen engl. Schilling (7-.8 ggr.) ein Pfund Butter 2 Schilling, ein Paar Aenten 3 bis 4 Schilling, und 1 Puter oftmahls 1 1/2 Guinee. Der Wein 3 Schilling die Bouteille, nur Fische sind wohlfeil. Orangen und Ananas kosten das Dutzend 4 ggr., Citronen und Tamarinten lieset man umsonst unter den Bäumen auf.

Um 6 Uhr Morgens und Abends feuert das commandirende Schiff auf der Rhede die Kanonen ab. Bey diesem Abendsignal sinken alle Flaggen der Schiffe; ihre Glöckchen fangen an zu läuten und in der Stadt geht der Zapfenstreich. Um diese Zeit tritt die Bürgerwache an, und kein Neger oder Negerinn darf ohne Paß von seinem Herrn sich mehr auf der Straße finden lassen.

Um 10 Uhr schlagen schwarze Trommelschläger einen zweyten Zapfenstreich. Um diese Zeit erscheinen die Damen zu ihrem tête à tête im Mondenlicht. Sie bewirthen dabey mit Wein, Sherbet, oder Sangari (eine Mischung von Maderawein, Wasser, Muscatnuß und Zucker). Außer der freyesten Unterhaltung mit ihren Liebhabern, betrifft ihr Gespräch die Eigenschaften ihrer Ehegatten und ihrer Sclavinnen, die sie ihren guten Freunden für einen gewissen Preis wöchentlich anbiethen. Indeß gibt es allerdings mehrere Ausnahmen hievon, und Stedmann kannte mehrere Damen von größter Sittlichkeit.

Die gewöhnlichen Vergnügungen sind: Gesellschaft, Spiel, Bälle, Reiten; auch hat man ein Liebhaber-Theater.

Die Kleidung, besonders des Frauenzimmers,

ist sehr elegant, vorzüglich ist ihre feine Wäsche von der blendendsten Weiße. Ja sogar die Fußböden ihrer Zimmer zeigen die höchste Reinlichkeit; die Negerinnen müssen sie mit sauren Orangen scheuern; dieß verbreitet zugleich einen sehr angenehmen Geruch.

Ueberhaupt herrscht dort großer Luxus und eine Eitelkeit, die zuweilen völlig in's Lächerliche ausartet. So geriethen zwey Pflanzer über das Eigenthum eines aus Europa verschriebenen sehr schönen kostbaren Wagens in einen Proceß. So lange dieser dauert, blieb der Wagen auf der Straße der heißen und regnigten Witterung bloß gestellt; er fiel daher ganz aus einander noch vor Beendigung des Processes.

Die Lebensart des Pflanzers, wenn er sich auf seiner Plantage selbst aufhält, ist noch weit üppiger. Hat er sich um 6 Uhr Morgens aus den Armen einer seiner geliebtesten schwarzen Favorittinnen erhoben; so zieht ihm ein Neger die seidenen Strümpfe und lange feine Beinkleider an; ein anderer reicht ihm ein Morgenkleid von kostbarem indischen Zeuge, und über einer Mütze, so fein wie Spinnewebe, wird ein ungeheurer weißer Castorhut gesetzt, der das magere Gesicht von Mahagonyfarbe schützt. So wiegt der ganze,

von Klima und Ausschweifung ausgemergelte Kerl etwa 80 bis höchstens 100 Pfund. Sodann tragen ein halb Dutzend der schönsten Sclaven und Sclavinnen Kaffeh und Tabak unter den bedeckten Vorplatz des Hauses auf. Gleich darauf erscheint in tiefster Unterthänigkeit der Aufseher der Plantage. Er berichtet den Zustand der Neger, ob welche gestorben oder geboren, ob sie fleißig oder faul gewesen, sich gut oder schlecht betragen haben. Diese letzteren führt er mit sich, und sie werden so fort, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen zu dürfen, an einen Pfahl gebunden und mit langen Parforce-Peitschen zerhauen. Sie müssen nach erduldeter Züchtigung Dankee Massera (Ich danke euch Herr) rufen, um hierauf sogleich mit den zerfleischten Gliedern zur Arbeit gesandt zu werden. Während dieses empörenden Auftritts und lauten Angstgeschreyes geht der gnädige Herr mit der ruhigsten Zufriedenheit nebst dem Aufseher hin und her spatzieren.

Geich darauf erscheint der Arzt der Plantage, um über den Gesundheitszustand der Neger zu berichten; wehe ihm, wenn mehrere krank sind oder sich nicht bessern!

Nun macht die Gouvernante mit den ihr un-

tergebenen Negerkindern die Aufwartung. Sie sind zuvor gewaschen und gebadet, und erhalten darauf ihr Frühstück, das in Reiß und Plantins besteht.

Nun besucht der Pflanzer entweder in seinem Boote, daß von dem Aufseher mit den besten Früchten, Wein, Wasser und Tabak gehörig versehen ist, seine Plantage; oder er geht um 10 Uhr zum Frühstück, welches in Schinken, gebratenen Hühnern, Tauben, Plantins, süßen gerösteten Cassavar, Brot, Butter und Käse nebst Madera, Rheinwein und starkem Bier besteht.

Nach diesem nimmt er ein Buch, oder spielt Billard oder Schach, unterhält sich mit Musik, bis ihn die Hitze zur Mittagsruhe treibt. Er wiegt sich dann in seiner Hangematte ohne Bette und Decke in den Schlaf, und ein Paar Neger fächeln ihm Kühlung zu, und wehren die Musquitos ab.

Um 3 Uhr steht er auf, um zur Tafel zu gehen. Alles, was der herrliche Boden dort an Wildbret, Fischen, Gemüsen und an trefflichen Früchten hervor bringt, findet sich hier nebst den ausgesuchtesten Weinen. Das Mahl wird mit einer starken Tasse Kaffeh und einem Glase Liqueur geschlossen.

Um 6 Uhr erscheint von neuem der Aufseher der Plantagen, um Bericht abzustatten, und die unglücklichen Neger nach seiner Anklage geißeln zu lassen. So bald die Execution beendigt und die Gesellschaft entlassen ist, setzt sich der gnädige Herr zur Karte, wobey schwacher Punsch oder Sangaree genossen wird.

Ist das Spiel beendigt, so eilt er in die Arme seiner schönsten Sultaninn und des Schlafes.

Auch dem Frauenzimmer schreibt Stedmann als gültiger Augenzeuge eine gleich üppige Lebensart auf den Plantagen zu. Sie überlassen sich, sagt er, den unbändigsten Leidenschaften, besonders der unbarmherzigsten Grausamkeit. Es sind bereits mehrere Beyspiele von wüthender Eifersucht und Rachgier der Holländischen Frauenzimmer gegen die unglücklichen Sclaven im zweyten Jahrgange dieses Taschenbuchs vorgekommen. Wir verschonen daher den Leser hier mit den Unthaten dieser weiblichen Ungeheuer, und wünschen, daß endlich die Regierung solche Frevlerinnen durch öffentliche harte körperliche Strafen und öffentliche Entehrungen von ihren Infamien zurückhalten und die Herren für die Handlungen der Aufseher ihrer Sclaven verantwortlich ma-

chen möge, allein so lange freylich der Pfennig alles gilt, so schweigt Vernunft und Gesetz.

Diese schreyende Unbarmherzigkeit der Pflanzer gegen ihre schwarzen Mitmenschen sind dann eine der Hauptursachen, weßhalb die Colonien bis jetzt so beträchtlich herab gesunken sind.

Diese Grausamkeiten haben nähmlich die Neger gezwungen, ihren Herren zu entlaufen. Zwanzig tausend Schwarze bilden jetzt eigene freye Neger-Republiken im Inneren des Landes. Schon im zweyten Jahrgange sind die drey dort entstandenen Staaten dieser so furchtbaren Schwarzen hinreichend erwähnt worden, und es ist zu hoffen, daß die Colonisten endlich, klug gemacht durch diese Beyspiele, ein besseres Betragen gegen ihre Sclaven annehmen, das der Menschheit mehr Ehre, ihnen selbst aber mehr Vortheil bringt.

Denn wahrlich diese Race der rohen Schwarzen zeigt jetzt mehr als jemahls, wie gefährlich sie selbst dem hochcultivirten Europäer werden kann; und ich muß es mit Bedauern hier bemerken, daß die in jenem Jahrgange geäußerte Prophezeyung über den Ausgang des Krieges auf St. Domingo nur zu richtig eingetroffen

ist *), so leicht auch damahls (1802) die Bezwingung der Neger durch die Franzosen selbst manchem sonst sachkundigen Manne mag geschienen haben.

Bey Gelegenheit dieser schwarzen Sclaven wäre es unverzeihlich, als einen Zusatz zu dem, was vormahls von dem Werthe der Neger beygebracht ist, des berühmten Quacy auf Suriname, zu vergessen.

Quacy, oder, wie er nachmahls hieß, der große Quacy, Gramman Quacy (Grear man Quacy) war auf der Küste von Guinea geboren. Seit vielen Jahren stand er unter seinen Mitbrüdern in dem Rufe eines großen Zauberers. Er benutzte dieß vermeinte Talent so wohl zu seinem eigenen als zu dem Vortheile der Colonie. Er theilte nähmlich seinen Landsleuten Amulete aus, wodurch sie vor Krankheiten, ja vor dem Tode im Kriege geschützt werden sollten. Fast alle Neger wurden ihm dadurch zinsbar, die Colonie erhielt aber tapfere Soldaten, denn jeder Neger, der gegen die Maron-Neger zu Felde zog, kaufte zu seiner Sicherheit ein solches Amulet und focht tapfer im festen Glauben

*) M. s. den zweyten Jahrg. dieses Taschenbuches.

der Unüberwindlichkeit. Diese Amulete kosteten Quacy nichts, sie bestanden nähmlich nur aus kleinen Steinen, Muscheln, Haaren, Fischgräten u. d. Hierdurch gewann dieser schwarze Zauberer bereits ein sehr beträchtliches Geld. Ein wesentlicheres Verdienst um die Menschheit erwarb er sich aber durch die Entdeckung der berühmten bittern Wurzel, der Quassia, welche nach ihm benannt wurde. Man fand sie magenstärkend, und dort unter dem heißen Himmel that sie bedeutende Wirkung gegen das Fieber. Linné selbst schrieb eine eigene Abhandlung darüber. Steht sie aber auch in Europa jetzt nicht mehr so sehr in Ansehen als Anfangs, so bleibt sie stets ein kräftiges Mittel. Gramman Quacy ward auch dafür belohnt. Er hatte sich schon zuvor die Freyheit erkauft, er ging nach Holland, erhielt ansehnliche Geschenke und ehrenvolle Auszeichnungen von dem Erbstatthalter, und dieser edeldenkende Fürst ließ durch ihn der Colonie das wohlthätige Gesetz überbringen, vermöge dessen alle Sclaven sechs Monathe nach ihrer Landung in Holland frey seyn sollten.

Dieser merkwürdige Neger muß ein hohes Alter erreicht haben; er diente bereits 1712 als Trommelschläger bey einer feindlichen Landung

der Franzosen auf Suriname, und lebte noch im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts.

Nun summarisch über den Werth dieser Colonien.

Die holländischen Besitzungen auf Gujana waren seit vielen Jahren von großer Wichtigkeit für die Republik. Nichts desto weniger war der innere Zustand der westindischen Compagnie fast niemahls sehr blühend. Der heutige schwankende und schwächliche Zustand Hollands hat den Werth dieser Colonien jetzt noch beträchtlich vermindert. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß bey einem künftigen dauerhaften Frieden, bey mehrerem Urbarmachen des Inneren des Landes, bey vernünftigerm Behandeln der dortigen Sclaven und bey zweckmäßigerm innerem Haushalt der westindischen Compagnie der Gewinn dieser Niederlassungen mit jedem Jahre zunehmen wird.

Hier sind einige Angaben nach Lüzac (vom H. H. Lueder bearbeitet) die zur Probe dienen können, was sich unter eben angeführten Bedingungen von dort hoffen ließe.

Suriname lieferte im Jahre 1775 von seinen 430 Plantagen:

	Holl. Guld.
20144244 Pfund Kaffeh zu 5 1/2 Stüv.	5539665
20255 Faß Zucker	2025500
733338 Pfund Cacao zu 8 St.	293335
144428 Pfund Baumwolle zu 8 St.	57771
	7916271

Hier sind die geringern Artikel, z. B. Färbeholz, Tamarinten, Vanille u. s. w. nicht in Anschlag gebracht.

Raynal gibt diesen Werth noch höher an. Zu dem Handel sollen in diesem Jahre 54 Schiffe von Suriname nach Holland, dagegen aber 63 von dort nach Suriname gegangen seyn, und der Gewinn der Fracht über 1 Million 400,000 betragen haben.

Von Berbice haben die öffentlich bekannt gewordenen Nachrichten nur diejenigen Producte angegeben, welche Amsterdam von dort erhalten, freylich ist dieß bey weitem der größte Theil des Ganzen.

Im Durchschnitt für die drey Jahre 1777 bis 1779 betrug dieß:

An Kaffeh auf	1 Mill.	300000 Pfund
= Zucker	=	400 Fässer
= Baumwolle	=	180000 Pfund
= Cacao	=	45000 Pfund

Von Essequebo und Demerary hat Ricard (Traité général de Commerce) uns gleichfalls nur mit dem bekannt gemacht, was nach Amsterdam in eben diesen Jahren verschifft worden ist. Dieß betrug im Durchschnitt in runden Zahlen gegen 1800 Fässer Zucker, 1,700,000 Pfund Kaffeh und 193000 Baumwolle, ohne den Tabak zu rechnen, der ein Paar hundert Fässer ausmachte.

Die Anzahl der Pflanzungen dieser Colonie soll nach Raynal am Flusse Demerary schon 1769 auf 130 gestiegen seyn und nachmahls zugenommen haben.

Neuere Schriftsteller setzen den Werth der Producte, welche Holland aus seinen amerikanischen Etablissements zieht, auf 24 Millionen h. Gulden. Hierzu bedürfe es 150 Schiffe und 4000 Matrosen.

Das französische Gujana sieht in seinem Innern dem holländischen ähnlich. Es besteht noch jetzt (1798) sagt Pitou, aus undurchdringlichen Waldungen, Savannen, Abgründen, unabsehbaren Teichen, die durch Schwärme von Insecten, ungeheuren Schlangen, Tiegern und Kaymanen belebt sind. Hier ist treffliches Land, allein der Boden gibt tödtliche Dünste, welche den vergiften, der ihn zu bearbeiten versucht.

Man athmet eine zwischen den hohen Wäldern zusammen gepreßte Luft, die den Ankömmling durch ihren Hauch tödtet.

Obgleich von mehreren Flüssen durchschnitten, entspringen doch nur 2 derselben, der Maroni und Oyapoc, aus der großen Gebirgskette, welche eine Fortsetzung der Cordilleren ausmacht.

Die schon seit 1604 von den Franzosen hier unternommenen Etablissements sanken, wenn gleich oftmahls erneuert, durch das Klima und durch die geringen und besonders durch die üblen Anordnungen derjenigen, denen die Unterstützungen der Colonie anvertrauet waren, stets wieder herab. Das wichtigste Unternehmen Frankreichs für diese Colonie, die sie la France equinoxiale nannten, war das vom Jahre 1763. Es wanderten über 15000 Menschen, worunter sich viele ansehnliche Capitalisten befanden, dahin; Turgot glaubte Gujana in eine reiche Schatzkammer für Frankreich zu verwandeln. Die Regierung wendete mehr als 25 Millionen Livres an, um 10000 Menschen durch Elend und Krankheiten umkommen zu lassen; denn 6 Jahre darauf (1769) betrug der Total-Bestand der Colonie nur noch 1291 freye Leute, 8047 Sclaven, 1923 St. großes und 1077 Stück kleines Vieh. Auch bis

zu dem Anfange der Revolution 1792 war diese Colonie, dem Arnould zu Folge; nichts weniger als vorwärts geschritten; man kann es sich daher schon selbst sagen, in welchem Zustande sie sich jetzt befindet. Pitou bezeugt 1798, daß bey der Ankunft der unglücklichen Deportirten alles in der dürftigsten Lage gewesen sey, und was bey seinen Nachrichten merkwürdig genug scheint, das Meer habe sich auf zwey Meilen Weges von Cayenne zurück gezogen und daher große Schlamm-Massen gebildet. Er führt ferner in dem Gemählde, welches er von den Küsten gibt, an, es findet sich unweit derselben eine mineralische Quelle am Flusse Sinamari, die bey dem ehemahligen volkreicheren Zustande der Colonie ein eigenes Krankenhaus hatte. Es ist hier noch das nach dem Flusse benannte Fort Sinamari und unweit desselben stehen einige Hütten, traurige Ueberbleibsel der großen Unternehmung von 1763; in Courou, einem andern ehemahligen Etablissement, sieht es aber nicht besser aus. Mitten im Walde war hier (1798) die Wohnung des Maires, des obersten Civil-Beamten, dem auch die bewaffnete Macht zu Gebothe steht; die Häuser umher hatten alle ein höchst trauriges, ödes Ansehen. Auch war die Sterblichkeit hier nicht ver-

mindert; von den 329 Deportirten wurden binnen wenigen Monathen 189 begraben!

Der Hauptort der ganzen Colonie ist die Insel Cayenne, nebst ihrem Fort. Diese Insel ist nur durch einen schmalen seichten Canal, den nur flache Böthe befahren können, vom festen Lande getrennt; wahrscheinlich hing sie vormahls damit zusammen.

Barrere hat eine gute Vorstellung von der Insel und dem Fort gegeben. Letzteres liegt auf einer Anhöhe. Condamine setzt Cayenne unter 4 Grad 56 Min. N. Br. und 54° 36′ westl. Länge von Paris.

Die Häuser sind in Cayenne nur elende Hütten, die Fensteröffnungen haben kein Glas. Die Straßen sind abhängig, enge und schmutzig, jedoch mit kleinen spitzen Steinen gepflastert. Die Neustadt, welche auf einer Savanne angelegt ist, hat freylich ein etwas freundlicheres Ansehen als die Altstadt, aber ein Haus von 2 Etagen ist hier ein Pallast. Im Ganzen fand Pitou diese Metropole de la France equinoxiale kaum mit einem guten Dorfe in Frankreich zu vergleichen.

Die Hütten werden von farbigen, äußerst trägen und dürftigen Menschen bewohnt. Es gibt hier eine große Anzahl Menschenracen, nähmlich

alle Nüancen vom weißen, rothbraunen, bronzenen, olivenfarbenen Menschen bis zum Neger hinab.

Die Reichen handeln die Negerinnen völlig wie Waare ein, und diese treiben ihren Handel dagegen mit alle dem, was sie von ihren Liebhabern erhalten.

Die Indianer, sagt Pitou, haben die Wildheit der Nomadenvölker Arabiens. Die Neger charakterisirt die Faulheit, Beschränktheit und Zerstörungssucht der afrikanischen Wilden; die andern Abarten, welche aus der Mischung beyder Racen entsprungen sind, verbinden mit den Fehlern, die das Klima bey ihnen hervor bringt, die Thorheiten ihrer Väter. Die Creolen, die von Europäern hier Gebornen, sind schwächlich; und da sie unter der Aufsicht der Neger aufwachsen, so nehmen sie ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen an. Kaum können sie laufen, so gewöhnen sie sich eine weiße Erde zu essen, die sie bleich und aufgedunsen macht, und ihren Appetit, hierdurch überhaupt ihre Gesundheit verdirbt.

Daher ihre Langweiligkeit, der Mangel an Geisteskraft und die widersinnigsten Launen. Bald behandeln sie ihre Neger wie Hausthiere, bald hätscheln sie sie wie die geliebtesten Kinder; denn

höchste Liebe und bitterster Haß wechseln bey diesen Menschen mit der Schnelligkeit des Blitzes unter einander ab.

Diese Schwachheiten wissen die schönen Negerinnen trefflich zu benutzen. Sie verstehen es, ihren Liebhaber durch Juwelen und andere Kostbarkeiten zu Grunde zu richten, ja sie selbst den Armen liebenswürdiger Europäerinnen zu entreissen. Dennoch sind sie weder liebenswürdig noch unterhaltend; höchste Schlüpfrigkeit ist ihr einziges Verdienst. Die Häuser stecken hier voll unnützer Sclavinnen und Kinder von allen Farben, und die Männer sind unverschämt genug, sich gern als Väter von vielartigen Bastarden umgeben zu sehen, die zugleich zu Wächtern oder Spionen gegen die rechtmäßige Ehefrau dienen und ihr unendlichen Kummer bringen.

Handel und Wandel ist im Allgemeinen schlecht. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen alles; ist lange kein Schiff aus Europa da gewesen, so herrscht Hungersnoth; die Lebensmittel sind theuer; überhaupt ist fast alles doppelt so theuer, als in Frankreich.

Die hier cursirende Münze ist der spanische Piaster zu 5 1/2 Liv.; die Colonie-Münze verliert 1/4 gegen die französische.

Reitzend sieht auf die Weise das Bild dieses gesegneten, schön gelegenen Landes nicht aus. Es steht noch sehr weit unter dem holländischen Guiana. Indeß muß die Zeit kommen, da diese Colonien überhaupt unter die wichtigsten, einträglichsten Etablissements der Erde werden gezählt werden. Beyde hat die Natur auf das trefflichste ausgesteuert; beyde gehören den industriösesten Nationen; für beyde ist nur bessere Colonial-Anordnung und Ruhe im Vaterlande nothwendig.

Biographie.

Sir. Walter Raleigh.

Den großen Mann mit unerschütterter Festigkeit gegen das ihn bestürmende Unglück kämpfen zu sehen, dieß gewährt, sagt einer der ersten Weisen des Alterthums, selbst den Göttern ein wohlthuendes Schauspiel.

Auch kann sich schwerlich der große Mann wirklich als ein solcher zeigen, ohne vielfache und drückende Schicksale. Je weniger ihn aber die Natur seiner früheren Lage nach für letztere bestimmt zu haben scheint, und je größere Verdienste er für sein Vaterland oder gar für die gesammte Societät hatte, desto höher steht er dann dereinst in dem Tempel des Nachruhms.

Dieß alles bestätiget gleichfalls der berühmte Seefahrer und Entdecker Raleigh.

Sir Walter Rawleigh, oder wie er sich selbst schrieb, Raleigh, stammte aus einem alten Ge-

schlechte von Devonshire. Hier wurde er 1552 seinem Vater von dessen dritten Frau auf einem Gute unweit Budley geboren.

Nach einem guten Schulunterrichte bezog er bereits im sechzehnten Jahre (1568) Oriels Collegium in Oxford. Und schon hier zeigte sich bey den akademischen Studien die Stärke seiner aufkeimenden Talente.

Er verließ indeß die Universität bald, und soll von dort nach London gegangen seyn, um sich im Middle Tempel, einem Collegium für die Rechtsgelehrsamkeit, eine Zeit lang aufzuhalten. Sein Ehrgeitz fühlte sich aber auch hier zu beschränkt. Er ging daher, kaum 17 Jahr alt, als Volontär mit den Truppen nach Frankreich, welche die große Elisabeth 1569 den Hugenotten zu Hülfe sandte. Hier blieb er fünf Jahr und focht darauf in den Niederlanden gegen die Spanier.

In dieser Periode seines Lebens bildete er sich zu dem gewandten feinen Weltmanne, wodurch er sich nachmahls so vortheilhaft auszeichnete.

Als er 1579 nach London zurück kam, unternahm er mit seinem Halbbruder, Sir Humphrey Gilbert, der hierzu einen Freybrief von der Regierung erhalten hatte, seine erste Entdeckungs-

reise nach Nord-Amerika. Wenn diese nun gleich nicht glücklich ausfiel, so kehren beyde Unternehmer dennoch im folgenden Jahre zu ähnlichen Absichten dorthin zurück.

Allein auch dießmahl wandte ihnen das Glück den Rücken. Sie verloren ihr bestes Schiff, ohne bedeutende Entdeckungen gemacht zu haben.

Bald both sich aber dem feurigen Manne eine andere Art dar, seine Talente zu zeigen.

Die Spanier hatten im Nahmen des Papstes feindliche Truppen, Italiäner und Spanier, nach Irrland geführt, und diese hatten in der Landschaft Kerry in der Provinz Munster, durch ein dort errichtetes Fort sich fest gesetzt. So bald Raleigh hiervon unterrichtet ward, nahm er unter den Truppen des dortigen Gouverneurs, des Grafen Ormonds, als Capitän Dienste. Dieser belagerte das Fort und zwang den spanischen General Josefo, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ormond war hart genug, die Garnison niederzumachen, weil ihm die Kriegsgefangenen zur Last fielen. Raleigh hatte sich bey dieser Expedition so ausgezeichnet, daß er während der Abwesenheit des Grafen das Gouvernement über die Provinz und außerdem beträchtliche Besitzungen in dem unterjochten Lande erhielt.

Er kehrte hierauf nach England zurück, und bald darauf ward er der Königinn auf eine sonderbare Weise näher bekannt. Wenn es jemahls erlaubt seyn konnte, der Eitelkeit eine Apologie zu halten, so möchte dieß in dieser Periode unseres Helden der Fall seyn.

Raleigh war ein sehr schöner Mann von großem festen Körperbau, der eben daher viel auf seine Person hielt, und äußern Pomp und glänzende Kleidung liebte. Es traf sich, daß die Königinn auf der Promenade durch einen sumpfigen Platz in ihrem Spatziergange aufgehalten ward, als gerade Sir Walter sich zufällig in der Nähe befand. Er trug, nach damahliger Mode, einen schönen Mantel von Plüsch. Kaum sah er die Verlegenheit seiner Monarchinn, so nahm er seinen Mantel ab, breitete ihn über die sumpfige Stelle, und bahnte der Königinn hierdurch einen trockenen Weg.

Raleigh war aber nicht bloß ein ausgezeichnet schöner Mann; er war zugleich geistreich, sehr beredt und sprach mit eben so vieler Ueberlegung als Unterhaltungsgabe. Diese Art der Elisabeth persönlich bekannt zu werden, mußte nothwendig von den günstigsten Folgen für ihn seyn. Auch

ward er gleich darauf bey Hofe eingeführt und er gewann die Gunst der Königinn immer mehr.

Sein entschiedener Hang zu großen Unternehmungen weckte ihn aber bald aus dieser angenehmen Unthätigkeit. Er nahm 1583 an der neuen Expedition Antheil, die sein Halbbruder Humphrey Gilbert zur weitern Entdeckung von Amerika ausrüstete; doch schiffte er sich dießmahl nicht selbst mit ein. Als aber diese Reise, wegen einer schweren Epidemie, welche die Mannschaft befiel, bereits in eben diesem Jahre geendigt wurde, so erbath er sich von der Königinn einen Freybrief für ein größeres Unternehmen; lief 1584 mit 7 Schiffen selbst aus, und entdeckte die große Küste oder das Reich Wigandacoa. Er kam im folgenden Jahre glücklich zurück und führte von dort zuerst den Tabak in England ein.

Elisabeth war über diese Expedition so zufrieden, daß sie jenen amerikanischen Nahmen in den von Virginien verwandelte: eine Anspielung auf ihren Stand als lediges Frauenzimmer; diesen Nahmen hat dann bekanntlich diese Colonie bis auf unsere Zeiten behalten. Gleich darauf unternahm er einen neuen Zug zu den von ihm entdeckten Ländern; er war so glücklich, bey seiner Heimkehr ein reiches spanisches Schiff zu

erobern, und so ward ihm diese Reise doppelt vortheilhaft.

Jetzt stieg er täglich in der Gunst der Königinn. Er ward zum Senechal von Cornwallis und zum Oberhaupte (Lord Warden) der dortigen Zinnwerke erwählt. Auch ward er nun ein Mitglied des Parlaments. Hier zeigte er sich als einen der trefflichsten Redner, so wohl durch Diction, als durch die in den Reden herrschende Urtheilskraft. Man beschuldigt ihn aber einer nur zu großen Parteylichkeit in Rücksicht des Schicksals der unglücklichen Maria Stuart.

Alle diese Beschäftigungen vermochten indeß nicht ihn von seiner Hauptneigung abzulenken. Denn er rüstete im Jahre 1587 drey Schiffe, und im folgenden eine neue Flotte aus, um seine amerikanische Entdeckungen zu verfolgen. Dabey nahm er zugleich lebhaften Antheil an dem Projecte einer nordwestlichen Durchfahrt.

Er selbst aber that seinem Vaterlande persönlich wichtigere Dienste. Dieß geschah nähmlich in dem Jahre 1589, da die so genannte unüberwindliche Armada Philipps von Spanien England zu vernichten drohete. Fast alle bedeutende oder nur angesehene Männer Englands eilten, mit Beyseitesetzung des damahls noch so hef-

tigen Sectenhasses, mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens, dem Vaterlande und ihrer großen Königinn zu Hülfe. Hierunter zeigte sich denn ganz vorzüglich Sir Walter, er verwandte nicht nur einen Theil seines Vermögens zur Ausrüstung, sondern er trug durch persönliche Tapferkeit viel zur Zerstörung der spanischen Flotte bey.

Er trat nun zwischen 1588 und 89 seine Besitzungen in Virginien einer Gesellschaft von Kaufleuten ab; vielleicht glaubte sein kriegerischer Geist sich jetzt eine höhere Laufbahn zu eröffnen; er begleitete nähmlich unter der Führung des Admirals Drake den vorgegebenen Thronerben Portugals Don Antonio Crato auf der romanesken Expedition, um die portugiesische Krone wieder zu erobern. Da man aber hörte, daß in Corunna große Rüstungen gegen England gemacht würden, so segelte diese ganze Macht, statt gerade ihrer Bestimmung nach Portugal entgegen zu eilen, nach jenem spanischen Hafen, verbrannte mehrere Schiffe; schlug die Landtruppen und plünderte die eine Hälfte der Stadt Corunna.

Nachdem er sich hierbey hervor gethan hatte, landete er auf der Heimkehr in Irrland. Hier suchte er, selbst ein guter Dichter, den berühmten Spencer auf, nahm ihn mit sich nach London und erwarb ihm die Gunst der Königinn.

Spencer hat dieß alles in einer eigenen Pastorale besungen, welche er Sir Waltern zueignete.

Ueberhaupt nahm sich Raleigh aller talentvollen Männer an, und sein Haus stand Jedem offen, der sich durch Genie und Kenntnisse auszeichnete.

Die Gunst der Königinn erweckte ihm aber bald bedeutende Neider und Feinde. Raleighs große Vorzüge, seine freye Denkart, die ihn denn über sein Jahrhundert hinaus führte, und sein oft zu dreister Witz beleidigten, außer mehreren Großen, gleichfalls die Geistlichkeit. Sie suchte sich an ihm dadurch zu rächen, daß sie ihn in öffentlichen Schriften als einen Atheisten aufstellete, und hierdurch der Königinn selbst verdächtig machte, obgleich er auf das entscheidendste nicht bloß das Daseyn Gottes, sondern selbst eine specielle Vorsicht behauptete.

Dessen ungeachtet erhielt er sich in der Gunst seiner Monarchinn, als er ihrer plötzlich durch eine Liebes-Intrigue verlustig ward.

Raleigh hatte sich bey der schönen Tochter des Gesandten Troughmorton, einer Hofdame der Königinn, in die höchste Gunst gesetzt; und die Folgen ihrer Liebe standen nicht länger zu ver-

hehlen. Zwar vermählte er sich gleich darauf mit seiner Geliebten und lebte auch nachher mit ihr stets in der glücklichsten Ehe; indeß ward die Königinn hierüber so heftig aufgebracht, daß sie ihn auf mehrere Monathe gefangen setzen und ihm selbst nach seiner Freylassung den Hof verbiethen ließ.

Während dieser unangenehmen Lage entwarf Sir Walter das Project zur Eroberung des von den Spaniern so goldreich angekündigten Gujana. Zu dieser Absicht sandte er auch vorerst einen erfahrnen Officier auf Kundschaft dorthin; er selbst ging darauf 1595 hinüber, zerstörte das spanische Etablissement S. Josefo auf der Insel Trinidad; nahm den Gouverneur gefangen; und befuhr darauf den Oronoko; ohne indeß seine großen Erwartungen erfüllt zu sehen.

Dennoch machte er, nach seiner Zurückkunft eine eigene pomphafte, ja wirklich romanhafte Nachricht über Gujana bekannt; sie ward nachmahls in die Hacluitsche Sammlung eingerückt.

Die beyden folgenden Jahre gaben unserm Helden zwey Mahl Gelegenheit, durch kriegerische Talente zu glänzen.

Als es nähmlich kund ward, daß Philipp von neuem große Rüstungen gegen England machte,

suchte Elisabeth ihm zuvor zu kommen. Eine große Flotte von 170 Segeln, nebst 6000 Mann Landtruppen, ward in Plymouth ausgerüstet. Der nachmahls eben so berühmte als unglückliche Graf Essex führte hierbey die Truppen an, die ganze Seemacht stand hingegen unter dem Lord Effingham. Sir Walter Raleigh commandirte nebst L. Howard unter ihm, und hierbey zeichnete sich ersterer vorzüglich aus.

Den Versuch, bey St. Sebastian zu landen, fand man unthunlich. Howard und Raleigh wagten es daher die spanischen Schiffe im Hafen von Cadix selbst anzugreifen. Ihre Kühnheit ward mit Glücke gekrönt. Raleigh nahm oder zerstörte die spanischen Schiffe und bahnte hierdurch dem kühnen Grafen Essex den Weg zur Eroberung der Stadt selbst. Die Engländer machten eine unermeßliche Beute; man schätzte den Verlust der Spanier auf 20 Millionen Ducaten, und hätte der Herzog von Medina nicht den Entschluß gefaßt, viele spanische Schiffe selbst zu verbrennen, so wäre der Gewinn der Engländer noch ungleich reicher ausgefallen. Sir Walter sah hierbey nur zu sehr auf Ruhm; denn er sagt von sich selbst in Betreff des großen Unternehmens gegen Cadix: „Ich gewann

„nur ein lahmes Bein und sonst nichts, als Ar-
„beit und Armuth!“

Der Liebling der Königinn, der Graf Essex, erhielt im folgenden Jahre das Commando über eine Expedition gegen die reiche indische Flotte von Spanien, und gegen die Azoren. Sir Walter, der einen Theil der Flotte commandirte, kam früher bey Fayal an, als Essex. Diesen lange zu erwarten hieß den glücklichsten Zeitpunct zur Eroberung der sich noch sicher glaubenden Stadt vorüber gehen lassen. Er griff daher Fayal mit dem besten Erfolge an, aber Essex glaubte seinen Ruhm dadurch geschmälert, ward hierüber äußerst aufgebracht, und er würde ihn als Oberbefehlshaber, gleich mehreren See-Capitänen dieser Expedition, seiner Stelle entsetzt, ja wohl noch härter bestraft haben, wenn nicht L. Howard sich für ihn verwendet hätte.

Dieß ward indeß die Grundlage des nachmahligen unversöhnlichen Hasses zwischen Essex und Raleigh.

Essex ward überdieß von Raleigh offenbar wegen der entschiedenen Vorliebe beneidet, womit Elisabeth jenen begünstigte. Als daher dieser sonst edle, tapfere, aber viel zu rasche, stolze und unvorsichtige Favorit durch öffentliche Rebellion ge-

gen seine Beschützerinn und Liebhaberinn als wirklich des Hochverraths schuldig, verurtheilt ward, both Raleigh alles auf, die Königinn gegen ihn zu dem entscheidenden Urtheile zu bestimmen. Die Eifersucht tobte so heftig in ihm, daß Raleigh in eine Krankheit verfiel, als die Königinn im großen Kampfe mit sich selbst wegen ihres Lieblings, einige Hoffnung von Vergebung blicken ließ. Kaum hatte aber die Hartnäckigkeit des Grafen Essex die Neigung der Königinn besiegt, kaum hatte sie, wider ihre eigene Gefühle, das Todesurtheil des Grafen unterschrieben, so genas Raleigh sehr schnell.

Bey dieser Gelegenheit riß die Leidenschaft, über seinen Feind zu triumphiren, unsern Raleigh unwiderstehlich fort. Er weidete sich persönlich an der Execution seines großen Gegners im Tower, denn sie geschah nicht öffentlich. Hätte doch dieser sonst treffliche Mann sich hierbey selbst gesagt, wie leicht es am Hofe sey, vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Unglücks zu stürzen. Aber die Rache nahm ihm alle Besinnung und alle Vorsicht, denn er zog sich hierdurch den Haß des Volks und den Tadel jedes ruhiger denkenden Mannes mit Recht zu.

Dieser Sieg über den edlen Gegner war nur

von kurzer Dauer. Elisabeth überlebte ihren Favoriten kaum zwey Jahre, und mit dem Tode dieser großen Frau erlosch gleichfalls das Glück unsers Helden.

Der Nachfolger auf dem englischen Throne, Jacob der I., sah auf Raleigh mit völlig verschiedenen Augen. Da sich nähmlich der Graf Essex in der letzten Periode seines Lebens wirklich mit Jacob dem I. als damahligen Könige von Schottland, in Tractaten eingelassen hatte, um die Elisabeth zu nöthigen, diesen entschieden für ihren Nachfolger zu erklären, so mußte Raleigh, als der heftigste Widersacher des Grafen, dem neuen Monarchen der Natur der Dinge zu Folge gehässig seyn.

Auch zeigte sich die Ungnade des neuen Monarchen gegen Raleigh sehr bald. Er verlor seinen Einfluß bey Hofe, ja kurz darauf seine einträglichen Aemter. Wahrscheinlich waren bitterer Verdruß und vielleicht Rachsucht die Triebfedern, welche einen Mann von sonst freyer Denkungsart, als Sir Walter wirklich war, vermochten, sich mit mehreren strengen Puritanern zu verbinden, um seinen rechtmäßig anerkannten Monarchen vom Throne zu entfernen und Arabella Stuart, gleichfalls von Heinrich dem VII. ab-

stammend, die englische Krone aufzusetzen. So dunkel auch die Geschichte dieser Verschwörung selbst einem Hume scheint, so ergaben sich doch aus dem, was davon bekannt wurde, Spuren einer solchen Verschwörung.

Diese Anklage fiel aber desto härter auf Raleigh zurück, je mehr er sich durch sein Betragen gegen den von dem Volke so sehr geliebten Essex den öffentlichen Haß zugezogen hatte.

Daher erlaubte sich denn auch der damahlige Kron-Advocat (General-Fiscal, Atterney-General) Edward Coke, in der Anklage gegen ihn solche Ausdrücke, woraus zugleich die Ungeschliffenheit dieses gefühllosen Menschen gegen die Beklagten überhaupt nur zu deutlich hervor leuchtete.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie der große, um sein Vaterland so vielfach verdiente Raleigh die harten Benennungen, z. B. Verächter, Ungeheuer, höllische Natter, womit der grobe Advocat ihn apostrophirte, durch Mäßigung, Beredsamkeit und Muth beantwortete. Indeß ward er dennoch des Todes schuldig erklärt. Er ward nach Winchester und hierauf nach dem Tower gebracht, seine Güter wurden eingezogen, und sie fielen dem damahligen Lieblinge des Königs, Robert Car, nachmahligem

Grafen Sommerset, zu. Die Vollstreckung des Urtheils ward indeß aufgeschoben. Daß Raleigh aber wirklich seinen Tod erwartete, zeigt sich aus den Briefen, die er damahls seiner Frau schrieb.

Während der Gefangenschaft versuchte er vielartige Mittel, seine Freyheit zu erhalten; einige derselben waren unläugbar unter seiner Würde; so stellte er sich z. B. krank, ja selbst wahnsinnig, alles war indeß vergebens, er saß 13 Jahre im Gefängnisse.

Ein so rastloser, talentvoller Kopf nutzte aber diese traurige Einsamkeit auf eine für die Welt sehr schätzbare Weise. Hier war es nähmlich, wo Raleigh sein unsterbliches Werk schrieb; die Geschichte der Welt (History of the World).

„Dieses Werk," sagt ein sachkundiger Beurtheiler (Felton) „konnte wohl niemand zu unternehmen wagen, als ein Mann von eben so „seltenen und vielfachen Talenten als großem Muthe. Der Umfang ist erstaunlich, und der Styl „für die damahlige Zeit meisterhaft erhaben, „männlich und klar; und als wäre er vom Genius Roms und Athens eingehaucht. Hätte Sir „Walter die englische Geschichte seiner Zeit geschrieben, oder die Annalen der Elisabeth, so

„würde er einem Livius oder Thucydides gleich
„gekommen seyn.“

Selbst Hume gesteht, daß Raleighs Welthistorie
zu den Mustern des alten classischen Styls gehöre.

Wie sehr ist es nicht zu bedauern, daß von
dieser Geschichte der Welt nur der erste
Theil beendigt wurde. Denn die gültigsten Nachrichten
widersprechen der Aussage, daß Sir
Walter den 2. Theil vollendet, und nur deßhalb
verbrannt habe, weil der Buchhändler über
den schlechten Absatz des ersten bittere Klagen
gegen ihn führte.

Dennoch war dieses große Werk nicht die
einzige Arbeit in seinem Gefängnisse. Raleigh
studierte hier mit größter Thätigkeit die Chymie;
er schrieb über die Regierungskunst; über die
Nautik, und gab eine Beschreibung von Gujana.

Die letzte Ausgabe der Weltgeschichte ist in
2 Bänden in Folio im Jahre 1736 erschienen.
Die übrigen vermischten Werke politischen, militärischen,
philosophischen, poetischen und nautischen
Inhalts begreifen in der Ausgabe von
1748 zwey Octav-Bände.

Alle diese vielfachen Beweise von Raleighs
seltenen Talenten waren dennoch nicht im Stande,
ihm seine Freyheit zu verschaffen. Und nun

verwandelte sich der Haß des Volkes in lautes Bedauern, ja in Erbitterung gegen Jacob I. Man warf dem Könige sicher nicht ohne Grund vor, daß es unverzeihlich sey, einen Mann seinem Vaterlande zu entziehen, der wegen seines umfassenden Geistes, wegen seiner großen militärischen und nautischen Talente, nicht nur unter die größten Männer Englands, sondern von ganz Europa gehört, der dabey so hohe Verdienste um England hatte, und dessen Verbrechen durchaus nicht apodictisch hatte dargethan werden können. Selbst der älteste Sohn des Königs, der Prinz von Wallis, Heinrich, sagte öffentlich: „Wahrlich, kein anderer König als mein Vater „würde einen solchen Vogel so lange in einem „Bauer eingesperrt gehalten haben." Dieser Prinz zeigte schon in früher Jugend seltene Fähigkeiten und Vorliebe zu allen Unternehmungen, wodurch Englands Glorie hätte empor steigen müssen. Er liebte vielleicht die Waffen zu sehr, aber er schätzte dabey alle Talente; und bey dem sittlichsten Betragen widmete er sich ganz allen Kenntnissen und Uebungen, welche ihn zu einer großen Laufbahn vorbereiteten. Er verachtete nur zu laut den kleinlichen Charakter seines Vaters; liebte und schätzte daher Sir Wal-

tern desto höher, je tiefer der König diesen herab setzte.

Durch einen so wichtigen Fürsprecher, denn der König äußerte eine unbegränzte Liebe für den Sohn, hätte wahrscheinlich Raleigh seine Freyheit wieder erhalten, aber zum Unglück für ihn und für die ganze Nation starb Heinrich bereits in seinem 18. Jahre; und hiermit auch Raleighs Hoffnung. In dieser höchst traurigen Lage, bey dem Verluste seines Vermögens, bey dem Anwachs seiner Familie, denn es war ihm während seiner Gefangenschaft ein Sohn geboren, bey dem innern Gefühl, wie viel er der Welt, dem Vaterlande, noch werth seyn konnte, war es sicher Sir Walter zu verzeihen, wenn er die sonderbarsten Mittel zu seiner Befreyung anwandte. Er wählte das, wodurch so wohl der Große als der Geringe gewöhnlich geblendet wird, das Gold.

Schon vormahls hatte sich Raleigh von dem Reichthume des innern Gujana einen übertriebenen Begriff gemacht, und diesen seiner Nation mitzutheilen gesucht. Seine erste zuvor erwähnte Reise dorthin, so wenig befriedigend sie auch ausgefallen war, hatte bey ihm dennoch jene romantischen Ideen von dem dortigen El Dorado,

oder der goldenen Stadt, noch nicht vermindert. Er verbreitete sie jetzt von neuem: und fand desto eher Gehör, je mehr seine vieljährige Leiden, und seine trefflichen Schriften, welche aus seiner Gefangenschaft hervor gegangen waren, das Publicum für ihn eingenommen hatten. Selbst der König, wenn er auch nicht Raleighs El Dorado für wahrscheinlich hielt, glaubte dennoch, jetzt eine Gelegenheit zu finden, durch temporaire Entlassung des großen Mannes, die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Er willigte daher in die Ausführung des Plans, den Raleigh zur Entdeckung der reichen Goldminen eingereicht hatte, ja er ertheilte ihm sogar dabey die Oberbefehlshaberstelle. Indeß sprach er ihn dennoch nicht von seiner Schuld frey. Vielmehr ward ausdrücklich als eine Bedingung bey dieser Expedition festgesetzt, daß sein künftiges Betragen sein Schicksal entscheiden sollte.

Raleigh behauptete, Gujana sey in früheren Zeiten von England entdeckt, und nur die Engländer hätten, nach dem sonderbaren Recht der Priorität der Entdeckung, die Erlaubniß sich dort als legitimirte Herren anzusehen. Dagegen konnten die Spanier mit Recht anführen, daß sie bereits zur Zeit der ersten Reise von Ra-

leigh nach Gujana, daselbst Niederlassungen gehabt hätten.

England war damahls in Frieden mit Spanien, und Jacob I. wollte auf keine Weise um ein noch zu entdeckendes Gut, dessen wirklicher Werth dabey so äußerst unwahrscheinlich war, das reelle Glück beyder Länder, den Frieden, aufopfern. Er machte es demnach Sir Waltern zur unerläßlichen Bedingung, nur allein auf die Entdeckung jener vermeinten Goldminen auszugehen, und auf keine Weise die dortigen Etablissements der Spanier zu beunruhigen.

Kaum kündigte aber Raleigh sein chimärisches Project öffentlich an, so strömte eine große Anzahl von Abenteurern ihm zu. Zwölf beträchtliche Schiffe wurden ausgerüstet, und die ganze Expedition sah so kriegerisch aus, daß der spanische Gesandte, Gondomar, sich deßhalb so fort beym Könige beschwerte, zugleich aber auch dem Hofe von Madrid wegen seiner Etablissements in Gujana eine warnende Nachricht mittheilte.

In damahligen Zeiten war durch die vielartigen Freybeuter und Flibüstiers die sonderbare, unbillige Idee zur öffentlichen Meinung geworden, daß, wenn gleich zwey Seemächte in Europa

ropa Frieden geschlossen hätten, dieser Frieden dennoch in Indien keine Kraft habe.

Diesen verkehrten Grundsätzen folgte leider auch Raleigh. Er segelte im August 1617 ab, und richtete seinen Lauf sofort nach der Mündung des Oronoko in Gujana. Etwas höher hinauf hatten die Spanier die kleine Stadt St. Thomas angelegt, und bearbeiteten dort eine nicht sehr ergiebige Mine.

Raleigh blieb mit der Flotte in der Mündung des Oronoko, sandte aber seinen ältesten Sohn nebst einem Truppencorps unter der Führung eines erfahrnen, ihm getreuen Officiers, Keymis, nach St. Thomas. Die Spanier hatten sich bereits auf einen Angriff gefaßt gemacht, und feuerten auf die Engländer bey der Landung. Allein der junge Raleigh rückte dennoch weiter vor und rief: „Hier sey die wahre Goldmine, und „nur Thoren würden nach einer andern suchen!“ Er büßte aber sogleich für seine Kühnheit; eine Kugel streckte ihn zu Boden. Keymis schlug indeß gleich darauf die Spanier in die Flucht; nahm St. Thomas ein; plünderte und verbrannte die Stadt, fand aber die Beute äußerst unbedeutend.

Traurig über die fehlgeschlagene Hoffnung,

und in Furcht wegen schwerer Verantwortung nahm Keymis sich selbst das Leben.

Die übrigen Abenteurer sahen jetzt zu deutlich, daß Raleigh jenes El Dorado nur erfunden habe, um durch diese Expedition das Aeußerste zur Wiedererhaltung seiner Freyheit auf das Spiel zu setzen. Sie hielten sich, nicht ohne Grund, hintergangen, und fühlten die Verantwortlichkeit wegen des Angriffs der Spanier mitten im Frieden. So sehr nun auch Sir Walter sie aufmunterte, die Freybeuterey gegen die Spanier fortzusetzen, so beschlossen sie dennoch, zu ihrer eigenen Sicherheit, sogleich wieder nach England zu segeln, und ihren Aufführer dort für dieß ganze Benehmen zur Verantwortung zu ziehen.

Raleigh both alle Mittel auf, dieß zu hintertreiben, ja er suchte sogar nach Frankreich zu entfliehen. Alles war aber vergeblich. Er ward den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und von dem geheimen Rathe des Königs nebst seinen Mitgenossen auf's strengste verhört. Raleigh, wenn er gleich vom Könige den Oberbefehl über seine Expedition erhalten hatte, ward dennoch hierdurch noch nicht für frey erklärt; er war selbst verantwortlich für jeden Angriff gegen die Spa-

nier geworden, und der König machte zur Bedingung bey seiner provisorischen Entlassung aus dem Gefängnisse, daß sein künftiges Betragen einzig und allein sein künftiges Schicksal entscheiden sollte.

Dieß waren Gründe genug, Sir Waltern zu bestrafen. Die gerechte Klage, die der spanische Gesandte wegen der Plünderung von St. Thomas erhob, bestimmten den ohnehin gegen Raleigh aufgebrachten Monarchen, ihn nicht zu begnadigen. Er unterzeichnete das Todesurtheil.

So lange als Raleigh noch Mittel zu seiner Erhaltung zu finden hoffte, schien er dazu alles auf das künstlichste aufzubiethen. Jetzt hingegen zeigte er bey der Entscheidung den ruhigen Muth eines großen Mannes.

Er bestieg den Tag nach seiner Verurtheilung das Blutgerüst (den 19. October 1618); trat zu dem Henker, und indem er die Hand auf das Richtbeil legte, sagte er gelassen: „Es ist „ein scharfes Mittel, aber das sicherste gegen alle „Uebel." Hierauf sprach er mit seltener Beredsamkeit und mit der größten Ruhe zu dem Volke; er suchte die Ursachen seiner ehemahligen Unpopularität gänzlich auf seine Feinde zu wälzen.

Dann legte er den Kopf mit unverstellter

Gleichgültigkeit auf den Block, und empfing den Todesstreich.

Den Körper beerdigte man in der St. Margarethenkirche; aber sein Kopf wurde in Raleighs Familie noch lange Jahre hindurch aufbewahrt.

Keine Handlung des Königs, sagt Hume, ward mit größerem und allgemeinerem Mißfallen aufgenommen, als das Todesurtheil zur Hinrichtung von Sir Walter Raleigh. Ein Urtheil vollziehen zu lassen, welches an sich selbst so hart, und zugleich so lange aufgeschoben, ja stillschweigend schon durch das ihm zuletzt anvertraute Commando gänzlich aufgehoben war, dieß schien eben so grausam als ungerecht. Auf der andern Seite ward dieser Unwille der Nation durch die Betrachtung erhöhet, daß Jacob I. den Mann, der sich als der talentvolleste und tapferste Feldherr und Admiral, als großer Denker und Redner gezeigt hatte, der daher für die Nation den höchsten Werth haben mußte, den entschiedensten Feinden Englands, den Spaniern, aufopferte.

Die Erdkunde gewann durch Sir Waltern in Norden und Süden. Die große Landschaft Virginien, welche damahls noch einen weiteren Umfang hatte, als gegenwärtig, ward durch ihn und durch seinen Halbbruder entdeckt. Die Er-

peditionen auf Gujana, so unglücklich sie auch ausfielen, machten uns mit diesen reichen Ländern und mit dem großen Oronoko besser bekannt: und die Kenntniß der Küsten von beyden Hälften der neuen Welt hat durch diese Unternehmungen außerordentlich gewonnen.

Aber für England selbst waren Raleighs Verdienste noch wichtiger. Wo nur das Vaterland zu vertheidigen war, da both Raleigh seine Person und sein Vermögen für dasselbe auf. Seine großen Talente und sein hoher Muth siegten über den Todfeind Englands, in Irrland, gegen die Armada, bey Corunna, Cadix und Fayal. Englands Handel erhielt, da Raleigh den Tabak einführte und allgemeiner machte, einen neuen Schwung. Und selbst, als ihn sein Vaterland so hart leiden ließ, beförderte er, von seinem Gefängnisse aus, dessen Ruhm durch seine unsterbliche Werke.

Raleigh besaß, bey den seltensten und vielartigsten Fähigkeiten, unersättliche Wißbegierde und anhaltende Arbeitsamkeit, hohe Liberalität und Tendenz, alles zu befördern, wodurch sein Vaterland, ja ganz Europa, im Guten und Schönen gewinnen konnte.

Seine Entwürfe waren weit umfassend, hat-

ten innere Größe; sein Muth, sie durchzusetzen, bestand jede Prüfung. Allein diese Talente waren mit einem sonderbaren Geiste des Romanesken, des Uebertriebenen gepaart; Eitelkeit und unbegränzte Ehrsucht ließen ihn sodann fast jedes Mittel gut finden, wodurch er entweder seine Plane befördern, oder die ihnen sich widersetzenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen hoffen durfte.

Wenn der Monarch, oder diejenigen, welche die Regierung eines Landes in Händen haben, es nicht selbst vermögen, große Männer zu würdigen, so kann die Societät dennoch von ihnen fordern, daß sie auf dasjenige, was jene Männer wirklich thaten, selbst aufmerksam sind oder Andere darüber befragen.

Unter Jacob I. war aber die Lage der Dinge weit schlimmer. Nicht Mangel an Einsicht war es, der ihn hinderte, den großen Mann gehörig zu würdigen. Kleinlichkeit seines Charakters raubte Raleigh den Platz, auf dem er seinem Vaterlande Nutzen und Ehre bringen mußte. Hätte ihn Jacob I. eben so wie seine große Vorgängerinn benutzt, hätte er ihm wichtige Unternehmungen zur Vervollkommnung Englands in irgend einer Richtung, sey es im Frieden oder unter

den Waffen, anvertrauet, so ward seinem Ehrgeitze Genüge geleistet, so wurden die aus jener Unzufriedenheit entsprossenen Leidenschaften bey dem sonst großen Manne erstickt, England spielte die wichtige Rolle fort, die ihm Elisabeth zugetheilt hatte, und es gewann so wohl in Europa als in beyden Indien.

Erklärung der Kupfer.

Taf. 1. S. 42. Cortez empfängt die Donna Marina.

Taf. 2. S. 246. Aussicht auf Suriname.

Im Vordergrunde die Riesenschlange von Amerika, Aboma oder Boiguacu, nach Stedmanns Beschreibung. Weiterhin (Fig. 2.) die Art, wie die Officiere auf dem Marsche gegen die Maron-Neger in diesem sumpfigen, ungesunden Lande, in den Hangmatten erhöhet, schlafen. Im Hintergrunde ist (Fig. 3.) ein Surinamisches Fahrzeug.

Auf dem zweyten Baume des Vorgrundes hängt an einem von ihm bereits kahl gefressenen Zweige das Faulthier (Fig. 4.), so wie es auf S. 16. beschrieben ist.

Noch weiter vorwärts steht das oval gebauete Nest (Fig. 5.) des Colibris, nach der Beschreibung von S. 176 nebst dem Vogel, der aber zu groß vorgestellt ist. Die Landschaft selbst zeigt die Abwechslung von Sümpfen, Wäldern und Gebirgen von Gujana.

Nro. 3. Porträt von Sir Walter Raleigh, nach einem vorzüglichen englischen Originale.

Inhalt.

Seite.

Seite.

Seite.

Seite.

